

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Sattingen.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1 halbtägige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Lesekreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Münchberger Lebensversicherung-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Große Bedeutung dürfte dem mehrtägigen Besuche beim Kaiser sein, den unsere Kaiserfamilie in der vor. Woche dem dänischen Königshof abgeleitet hat. Die Zusammenkunft ist ein neuer Beweis, daß die Gegnerschaft, die zwischen beiden Staaten so lange bestanden hat, gründlich aus der Welt geschafft ist. Bei der Bedeutung der geographischen Lage Dänemarks in der Ostsee für Deutschlands Seeinteressen sind die guten Beziehungen beider Staaten mit besonderer Freude zu begrüßen.

In Oesterreich-Ungarn spielen sich wieder Vorgänge ab, die beweisen, in welche unhaltbare Lage die Nationalitätenpolitik das große Doppelreich bringt. In Ungarn zeigen sich die Kroaten entschlossen, sich der Tyrannei der Magyaren mit allen Kräften zu widersetzen. Ihr Beispiel wird unweifelhaft bei den anderen Nationalitäten, aus denen Ungarn sich zusammensetzt, Nachahmung finden. Im österreichischen Parlament droht auch die Sprachenfrage eine ernste Krise hervorzurufen.

König Leopold von Belgien, der seit 1902 Witwer ist, scheint trotz der 72 Jahre, auf die er zurückblicken kann, gelegentlichen Extratouren nicht abgeneigt zu sein. In Londoner Blättern wird wenigstens erzählt, der König wolle eine Baronin Vaughan heiraten, um ihren kleinen Sohn zu legitimieren und ihn zum rechtmäßigen Thronfolger von Belgien zu machen. Da der König keine Söhne besitzt, so ist sein Bruder Philipp, Graf v. Flandern, der aber auch schon das 70. Lebensjahr vollendet hat, Thronfolger. Die Baronin, welche die belgische Draga genannt wird, ist die Witwe eines Arbeiters und stand früher in ärmerlichen Verhältnissen. Ein Sohn aus ihrer ersten Ehe ist sozialistischer Abgeordneter der belgischen Kammer. Die Baronin ist seit Jahr und Tag die rechtmäßige Gattin des Königs, mit diesem aber nur kirchlich und nicht auch standesamtlich getraut. Die Zivilzeremonie, die nach dem belgischen Gesetz zur Rechtmäßigkeit der Ehe notwendig ist, will der König vollziehen lassen. Baronin Vaughan würde dann Königin, ihr Sohn Kronprinz von Belgien werden, da es dort morganatische Ehen nicht gibt. Vorläufig bleibt aber die Bestätigung der Londoner Mitteilungen noch abzuwarten.

Die französische Abgeordnetenkammer in Paris hat das Gesetz über die vorzeitige Entlassung der Sol-

daten des Jahrgangs 1903 in der von der Regierung vorgeschlagenen Fassung nahezu einstimmig angenommen. Auch den Artikel 3, der die Meuterer des 17. Regiments von der Heimsendung ausschließt.

In Montpellier in Südfrankreich wurde unter dem Vorsitz des Generals Bailloud eine militärische Konferenz abgehalten, um gegen die neuerdings wieder eifriger betriebene Agitation rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen. Man fürchtet insbesondere den starken Eindruck der von dem Sozialistenführer Jaures in der Kammer gehaltenen heftigen Rede, sobald deren ganzer Text bekannt sein wird. Im Süden ist man eben leichter entflammbar von den Worten, wie sie Jaures der Kammer zurief: „Berauscht dich nur weiter in deinen Augenblinderfolgen, jauchze nur deinem Tyrannen zu, siegestrunke Sordre; es gibt ein Erwachen!“ Mit dem Tyrannen ist Clemenceau gemeint.

Die Eltern der nach Tunis geschickten Meuterer des 17. Infanterie-Regiments hielten, wie uns ferner telegraphiert wird, in Béziers eine Versammlung ab, in der beschlossen wurde durch eine Abordnung dem Präsidenten der Republik eine Petition zu unterbreiten, in der sie darum bitten, er möge die Rücksendung der Meuterer nach Frankreich veranlassen.

Die Stimmung Rußlands für Frankreich hat in jüngster Zeit an Wärme erheblich verloren. In Petersburg ist man weder von der Gründung des neuen englisch-französisch-spanischen Dreiecks noch von den „guten“ Beziehungen Frankreichs zu Deutschland erbaute. Frankreich soll Geld und wieder Geld und zum dritten Male Geld hergeben, dann erfüllt es seine Bundespflichten gegenüber Rußland; tut es das nicht, dann verlegt es seine Schuldigkeit, und der Geier kann es holen.

Sehr eigenartige Nachrichten kommen wieder aus Marokko. Um sich des unabhängigen Kaisers zu entledigen, hat der Sultan den Versuch gemacht, ihn durch eine größere Zahlung abzufinden und zum Verlassen des Landes zu bewegen. Der alte Bandit hat aber den Mittelsmann, den Raib Mac Lean, einen ehemaligen englischen Unteroffizier, festgenommen und verlangt nun seinerseits Lösegeld. Die Regierung des Sultans kommt dadurch in eine um so peinlichere Lage, als die englische Regierung zweifellos für Mac Lean eintreten wird.

Die amerikanische Regierung trifft entscheidende

Maßregeln, um eine gewaltige Seemacht im Stillen Ozean aufzustellen und dauernd zu unterhalten. Sie will jeder Möglichkeit begegnen, die den Vereinigten Staaten die Vorherrschaft im Stillen Ozean entwinden könnte. Deshalb auch die Kohlenstation in der Magdalena-Bucht an der mexikanischen Küste. Japan, als Inselherr im Stillen Ozean, schaut ängstlich den maritimen Unternehmungen Amerikas mit großer Gelassenheit zu, ein japanischer Admiral meinte nur spöttisch, die amerikanischen Flottenoffiziere machten brillante Figuren auf Ballen und gesellschaftlichen Veranstaltungen, seien aber im Ernstfall beruflich ganz unzulänglich.

Eine Begegnung des Zaren mit unserm Kaiser wird neuerdings wieder als unmittelbar bevorstehend angekündigt. Aus Hofkreisen Petersburgs verlautet, der Zar werde demnächst eine längere Seereise antreten, die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm geben werde. Während der gegenwärtigen Nordlandreise unsers Kaisers ist solche Begegnung wenig wahrscheinlich, dagegen ist sie wohl etwas später möglich.

Aus Kolbergs Schreckenstagen.

Aus der Zeit der heldenmütigen Verteidigung Kolbergs durch Schill, Gneisenau und Nettelbladt geben wir einige Stützen wieder, namentlich über den letzten Tag des Kampfes. Sie beziehen sich auf die beiden letzten und schrecklichsten Tage der Belagerung, den 1. und 2. Juni 1807. Der französische General Voisin, der Führer der Belagerer, hatte Kenntnis davon, daß in Tilsit ein Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten geschlossen worden sei. Wider die Bestimmungen des Völkerrechts machte er jedoch den Belagerten nicht davon Mitteilung, sondern versuchte die Festung durch ein 36stündiges, furchtbares Bombardement noch im letzten Augenblick zur Uebergabe zu zwingen. Um 3 Uhr morgens gingen am 1. Juli alle französischen Batterien zu arbeiten an. Nettelbladt berichtet darüber:

„Ich befand mich in dieser entsetzlichen Nacht neben unserm Kommandanten (Major von Gneisenau) auf der Balustrade des Hauptbatteries, als dem höchsten Punkte, den unsere Werke zum Umhersehen darboten. Von hier aus konnten wir beinahe alle feindlichen Schanzen übersehen und ebenso lag die Stadt vor uns. Es ist nicht auszupreisen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern der Geschütze Schlag auf Schlag um uns her wüthete, während auch das Feuer unserer Festung in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben; wir sahen sie hier und da und überall ihren feurigen Bogen nach der Stadt hineinwälzen, hörten das Krachen ihres Zerplatzens, den dumpfen Schall des Einsturzes der Giebel und Häuser, ver-

Der Doppelgänger.

Roman von S. Hill.

(Fortsetzung.)

Fermor hatte sich auf die letzten Worte des Mädchens von dem Platz am Fenster, wo er, scheinbar ohne an dem, was sie sagte, Interesse zu nehmen, gestanden hatte und die Straße beobachtete, herumgedreht. Seine düsteren Augen brannten in leidenschaftlichem Feuer — es lag in diesem Augenblick etwas in ihnen, das merkwürdig an den Freiherrn von Mandow erinnerte.

Werthe Havenand vermied es, ihm während ihrer Antwort ins Gesicht zu blicken.

„Ich habe nach dem Ereignis in Bierlingen nicht mehr das größte Vertrauen zu Ihnen, mein Vetter. Zuweilen taugt ein Mann wie unser guter Woules mehr als ein Feuerkopf wie Sie. Denn Woules ist auch eine Rolle in der Komödie der nächsten Wochen zugebacht. — Na, werden Sie nur nicht übermütig, mein Freund; die Geschickte hat der Ehe mir gerade nicht zugeteilt.“

Wer hatte diesem Mädchen Macht über die beiden Männer gegeben, daß sie sich solche Dinge sagen ließen, ohne ein Wort zu erwidern? Fermor war zwar unter ihren Worten wie unter einem Peitschenhieb zusammengequackt, und seine Blicke schienen sie verjagen zu wollen. Woules jedoch zeigte das gleichmütigste Gesicht von der Welt und lehnte sich noch behaglicher in den Sessel zurück.

Werthe Havenand hatte sich erhoben und den Mantel über die Schulter gelegt. In dem Augenblick, da sie die Hand auf den Drücker legte, blickte sie zum erstenmal Fermor ins Gesicht; Sekundenlang ruhten ihre Augen ineinander, und es war, als habe der Blick dieses seltsamen Mannes eine wunderbare Wandlung in dem schönen jungen Mädchen bewirkt.

Halb mechanisch glitt ihre Hand wieder von der Türklinke herab; und dann brach es wie ein leidenschaftlicher Strom aus ihrem Innern:

„Was sehen Sie mich so an, Fermor — ich kann das nicht ertragen. Sie müssen das nicht beachten, was ich sage, Sie dürfen nicht hinhören. Keiner weiß besser als ich, wie lästige Helfer Sie mir sind, beide, jeder in seiner Art. Ohne Sie wäre ich schon lange gescheitert und hätte nach Amerika zurückkehren können ohne dies gefährliche Tier, diese Bestie von

einem Menschen unserem Aufrage gemäß unschädlich gemacht zu haben. Ihr müßt es mir verzeihen, meine Brüder, wenn meine Zunge einmal mit mir durchgeht.“

Wie von einem Zwange befreit, hob sich ihre Brust in einem tiefen Atemzuge. Im nächsten Augenblick hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen.

Langsam, wie widerwillig, wandte Fermor seine Augen von der Tür ab und seinem Gefährten zu.

„Das Mädchen hat Feuer — ah, da steckt noch Masse darin. Sie ist zehnmal mehr wert als wir beide.“

„Als wir beide!“ echote Woules und richtete sich mit ungewöhnlicher Energie empor. „Ich will Ihnen mal was sagen, mein Vetter: zwanzigtausend Menschen umfaßt unsere Organisation, und keiner, aber auch keiner aus diesen zwanzigtausend kann mit diesem Mädchen verglichen werden. Boß Mulliner wußte sehr wohl, was er tat, als er uns dies Mädchen schickte, um uns zu führen. Wenn er nicht ein Erzschurke vom Scheitel bis zur Sohle wäre, könnte ich Mittel mit diesem Mandow haben; ihm wäre besser, hundert Spürhunde der Polizei säßen auf seinen Fersen, als dieses Mädchen.“

7. Kapitel.

Das Hotel, in dem sich Gertha Brünning während der Wintermonate aufhielt, lag in der fashionablesten Gegend der Wilhelmstraße. In der ersten Etage hatte sie für sich und ihre Kante vier Salons und zwei Schlafzimmer gemietet, die Räume für ihre Dienerschaft lagen natürlich in einem weniger eleganten und teuren Teil des Hotels. Nur für ihre Rose, die ihr beim Aus- und Ankleiden behilflich sein mußte, war unten ein kleines Zimmer gemietet. Sie hatte diese Art der Lebensweise einer festen Wohnung vorgezogen, da sie doch den größten Teil des Jahres in ihrer Villa im Grunewald oder auf Reisen zubrachte. Eine feste Wohnung hätte sie nur als einen lästigen Zwang empfunden, und ihre Vermögensverhältnisse gestatteten ihr eine solche, allerdings wesentlich teurere Lebensweise.

Man hatte zwar anfangs in der vornehmen Berliner Gesellschaft darüber den Kopf geschüttelt und es etwas unpassend für eine junge Dame gefunden. Da das Benehmen des jungen Mädchens jedoch in jeder Beziehung tadellos war und sich ihr auch nicht das mindeste nachsagen ließ, hatte man sich allmählich damit abgefunden, und an ihren Teabenden, die sich einen gewissen Ruf erworben hatten, vereinigte sich in ihren Räumen stets die Elite der Berliner Gesellschaft.

Es war drei Wochen nach dem Eintritt Wirthards in die Nerven-Heilanstalt, als gegen elf Uhr abends der elegante Einspänner Gerthas vor ihrem Hotel vorfuhr. Sie kam von dem Besuch einer Premiere, die viel Aufsehen gemacht hatte, und blickte etwas müde und abgepannt unter dem stockigen Seidentuche hervor, das sie lose um den Kopf gelegt hatte.

Der Portier öffnete mit einer tiefen Verbeugung die hohe Glastür, die in die Empfangshalle des Hotels führte. Mit einem leichten Neigen des Hauptes ging sie an dem Mann vorüber dem Lift zu, vor dem ein uniformierter junger Mensch schon zur Aufahrt bereit stand.

In dem Augenblick jedoch, da sie aus der Dunkelheit der Straße in den Lichtkreis der elektrischen Vogenlampe getreten war, die von der Decke der Empfangshalle herabhing, hatte sich von einem Sessel eine junge Dame erhoben und war eilig zu dem Lift gegangen. Der junge Mensch schloß die Tür des Aufzuges, ehe Gertha ihn erreicht hatte, trotzdem er sie wohl bemerkt haben mußte.

Sie wollte sich eben mit einer unwilligen Frage an den Portier wenden, als ihr der Mann zuvorkam.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, ich werde den Burschen natürlich gehörig rügen. Er ist erst heute abend neu angestellt und kennt sich noch nicht so recht aus.“

Unter diesen Umständen hat ihn Gertha, den jungen Menschen ihrerwegen nicht zu bestrafen. Und nur, um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, fragte sie:

„Wer war denn die Dame, die soeben hinauf fuhr? Sie schien doch auf jemanden gewartet zu haben. Ich glaube sie heute schon einmal bemerkt zu haben.“

„Die Dame wohnt erst seit zwei Tagen bei uns. Sie hat zwei Zimmer auf Ihrem Flur gemietet — eine Miß Roumier oder so ähnlich.“

In diesem Augenblick kehrte der Lift zurück, und mit einem freundlichen Nicken gegen den Portier, das mit einer tiefen Verbeugung erwidert wurde, ging Gertha an dem Führer vorbei hinein. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, da er von ihr abgewandt stand. In dem Augenblick jedoch, da sich die Tür hinter ihr schloß und der Aufzug sich in Bewegung setzte, wandte er sich, und sie blickte zu ihrem grenzenlosen Erstaunen in das Gesicht Herrmann Wolters.

„Ja, aber Herrmann, wie kommen Sie denn hierher!“ rief sie erstaunt. „Sie haben aber eine merkwürdige Art, alte Bekannte stehen zu lassen.“

nahmen den wüsten Lärm, der drinnen wogte und rasche und waren Zeugen, wie bald hier, bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme empor loderte. Von dem allen war die Nacht so hell, als ob tausend Kerzen brannten. Das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern als ob alle Naturgewalten gegeneinander in Aufruhr geraten wären, um sich zu zerstören.

Nettelbed berichtet nun weiter, wie schrecklich die Kolberger Bürger während der Beschießung gelitten haben, wie sein eigenes Haus von einer Bombe verwüstet wurde und wie niederstürzend die Kunde wirkte, daß die Franzosen morgens 4 Uhr die Schanzen der Maitzule, eines Waldchens am Hafen, dem Schill'schen Korps abgerungen hätten. Ein englisches Schiff, das der alte Held zwei Tage vorher mit Mühe in den Hafen gelockt hatte, mußte aufs hohe Meer flüchten. Es hatte kaum die Hälfte seiner Ladung an Schießbedarf und Lebensmitteln gelöscht. Die Franzosen schossen die 1800 Meter langen Grabenwerke in Brand, eine ihrer Bomben zündete die Gebäude des Festungsbaubüros an. In der Nacht zum 2. Juni fing auch das Rathaus Feuer. Die übermüdeten Soldaten und Bürger weigerten sich zu löschen bis Nettelbed den in der Wachtube des Lauenburger Tores schlummernden Gneisenau — er hatte seit drei Tagen sich nicht zur Ruhe gelegt — weckte. Der heldenmütige Major brachte sogleich die Löscharbeiten mit Erfolg in Gang. Bis zum Nachmittag des 2. Juni wütete das feindliche Feuer fort. Gneisenau traf eben Anstalten, einem Angriff der Franzosen auf das Münsterfort, durch dessen Wegnahme Kolberg ganz vom Meere abgeschnitten worden wäre, entgegenzutreten. Da kam der Umschwung.

„Es war 3 Uhr des Nachmittags“, erzählt Nettelbed, „da plötzlich schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterien. Auf das Krachen eines Donners, wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Jeder Atem bei uns stockte; niemand begriff diesen schnellen Wechsel, das schauerliche Erstarren so gewaltiger losgelassener Kräfte.“

Da nahte ein feindlicher Offizier mit weißer Flagge und neben ihm ein Mann, den man in der Ferne als eine Militärperson in preussischer Uniform erkannte. Als er näher kam, sah man mit Zweifel und Verwunderung, daß er ein Offizier sei. Schließlich konnte man seine Gesichtszüge unterscheiden: es war ein Offizier der Besatzung, der vor erlösten Wogen als Leutnant eine Anzahl französischer Gefangene zu Schiff nach Memel gebracht hatte und jetzt als Hauptmann zurückkehrte. Sein erstes Wort war, als er sich fast atemlos in unsern Kreis stürzte: „Frieden! Kolberg ist gerettet!“

Ausführlich schildert der brave Alte hierauf den Eindruck der Friedensbotschaft. Der Friedensbote war vom Hauptquartier in Pillupönen bei Allst durch den König von Preußen als Kurier nach Kolberg gesandt worden. General Lailon hatte ihn vertrauensvoll unter leeren Vorwänden zurückgehalten. Er ließ ihn erst durch, als sich herausstellte, daß das Bombardement nicht vermochte, Gneisenaus Widerstand zu brechen. „Ich hätte mich noch sechs Wochen auf den Wällen gehalten“, sagte der brave Major, und dann wäre es noch zum Straßenkampf gekommen.“ Der König sandte Gneisenau mit dem Friedensboten die Ernennung zum Oberleutnant. Als Schwarzhorts hauptstädtlicher Gehilfe wirkte er dann für die Erneuerung der preussischen Armee. Nettelbed, mit dem Gneisenau fortgesetzt in freundschaftlichem Verkehr blieb, konnte noch erleben, daß der Held von Kolberg rasch von Stufe zu Stufe bis zum Generalfeldmarschall emporstieg.

Das Ehrenwort des Einbrechers.

Es ist einige Jahre her, daß in einer bisterreichischen Strafanstalt ein Sträfling, der hier zum dritten oder vierten Male erschienen war, drei Jahre schweren Kerkers abbüßte. Er war jedesmal wegen Diebstahls verurteilt worden. Das diebstahl Metier, das er mit einer gewissen Virtuosität ausübte, schien ihm nicht nur Beruf, sondern auch Vergnügen und Lebensart zu sein. Im Zuchthause benahm er sich stets musterhaft und er erwarb sich durch sein geduldiges, sanftes und freundliches Wesen nicht nur die Sympathien seiner Mitgefangenen, von denen ihn einige auf ihrem Sterbebette zu ihrem Erben einsetzten, sondern auch des Aufsichtspersonals. Als endlich die Strafzeit verbüßt war, nahm ihn der Direktor beiseite und redete ihm in herzlichster Weise zu, doch ein anderer Mensch zu werden und sich ehrlich sein Brot zu verdienen. „Es wäre doch schade, wenn Sie Ihr Leben im Zuchthause verbringen würden. Wir nehmen alle Anteil an Ihnen. Schauen Sie, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß

Wolters lachte geheimnisvoll.

„Doch, gnädiges Fräulein, ich habe Sie gesehen. Sie müssen mein Benehmen schon entschuldigen, denn es gehört zu meiner Aufgabe. Ich bin hier nämlich in der Eigenschaft eines Detektivs — in Herrn Bernards' Auftrag.“

„Ah, wie interessant und wie seltsam. — Aber halt, soll ich einmal raten? Sie haben mich nicht erkennen wollen, weil die Dame, die Sie hinaufführten, nichts von unserer früheren Bekanntschaft wissen sollte — ist es nicht so?“

„Ich muß um Entschuldigung bitten — aber ich darf nichts verraten.“ sagte der junge Mann mit einer Wichtigkeit, die Gertha ein kleines Lachen abnötigte. Sie kannte die ausgedehnte Praxis des berühmten Detektivs, und es fiel ihr deshalb nicht ein, die Anwesenheit Wolters mit ihrer Angelegenheit in Verbindung zu bringen. Sie betrachtete es lediglich als ein amüsantes Zusammentreffen, denn sie hatte sich immer für den geschickten und aufgeweckten Burschen, der sie offenbar leidenschaftlich verehrte, interessiert.

Die kurze Reise bis zum ersten Flur war bald beendet, und Wolters öffnete mit einer Verbeugung die Tür. Gertha trat auf den Korridor hinaus und wandte sich dann zu ihrem jungen Freund zurück.

„Schön, Herrmann, ich will nicht in Ihre Geheimnisse eindringen. Aber das können Sie mir doch verraten, wie es zu Hause geht — der Großmutter, dem Onkel und Schwester Helene?“

Aber es war offenbar nicht mehr der alte Wolters, denn auch jetzt wieder zeigte er ein seltsames Benehmen. Ohne zu antworten, blickte er an ihr vorbei nach der Treppe; dann murmelte er ein paar unverständliche Worte — noch eine Verbeugung, und im nächsten Augenblick faufte der Bist wieder hinunter.

Roschüttelnd wollte Gertha ihre Gemächer aufsuchen, als ihr Blick zufällig dieselbe Richtung nahm, in die Wolters eben gesehen. Und da machte sie eine seltsame Entdeckung.

Halb in den Schatten der Treppe zurückgezogen, als wolle sie nicht gesehen werden, lehnte da eine weibliche Gestalt. Gertha konnte nichts von ihr deutlich wahrnehmen, als eine außerordentlich lange, bis auf die Erde herabreichende Pelboa von einem schneigen, leuchtenden Weiß. Und sie erinnerte sich in diesem Augenblick sehr genau, daß die Fremde, deren Benehmen ihr schon unten in der Halle aufgefallen war und die der Portier als eine Miß Roumier oder so ähnlich bezeichnet hatte, eine weiße Boa von besonderer Länge getragen hatte.

Was bedeutete das? Dauerte diese Unbekannte ihr auf?

Sie nicht mehr zu uns zurückkommen.“ Und gerührt sagte der Mann, dem Direktor die Hand reichend: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“ Wie er es hielt? Schon nach sechs Wochen sah er abermals in Untersuchungshaft. Den Trieben, die ihn unwillkürlich lockten, war er erneut zur Beute geworden. Er legte ein rückhaltloses Geständnis ab und wurde mit Rücksicht auf seine Vorstrafen zu 5 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Er nahm die Strafe als verdient häufig hin, nur um eins flehte er seine Richter an, ihn nicht wieder in dieselbe Strafanstalt zurückzuschicken, aus der er gekommen war. Man möge das strengste Zuchthaus für ihn aussuchen, nur ein anderes, denn es sei ganz fürchterlich für ihn, dem guten Direktor wieder gegenüberzutreten, dem er sein Ehrenwort gegeben und gebrochen habe. Aber sein Gesuch wurde abgewiesen. Nun wurde der Verurteilte trübsinnig. Zuweilen nur zwang er sich, laut aufzulachen. Am Tage bevor er in das alte Zuchthaus überführt werden sollte, bat er den Wächter, ihn zum Spaziergang der Gefangenen nicht mitzunehmen, da er unwohl sei. Der Wunsch wurde erfüllt. Als man aber zurückkam, hatte er sich aufgehängt und war tot. Er hatte sein Ehrenwort gehalten, in das Zuchthaus nicht zurückzukehren.

Lokales.

Die Marineausstellung in Bochum erfreut sich fortgesetzt des regsten Besuches Einheimischer wie Auswärtiger. Die Ausstellung ist in der Tat hochinteressant. Die zahlreichen Modelle von Kriegsschiffen, von denen einzelne einen Wert von 8000 Mark besitzen, umfassen alle Typen, vom Segelschiff früherer Jahrzehnte bis zum modernsten Schiffschiff. Reich ist die Sammlung von Waffen und Geschossen, unter denen zwei Torpedos die besondere Aufmerksamkeit erregen. Maschinengewehre, die 600 Schuß in der Minute abfeuern, wie Revolverkanonen zeigen die Fortschritte der Waffentechnik. Die ausgestellte Revolverkanone beansprucht historisches Interesse, ist sie doch vom Wrad des „Alis“ heruntergeholt durch Blaujaden, die dem Marineappell anwohnten. Die Sammlung orientalischer und exotischer Erzeugnisse, von chinesischen Kleidungsstücken, von Boxerfahnen und Waffen aus dem Chinafeldzug, ferner von Gegenständen aus der Südsee und aus unseren afrikanischen Kolonien vervollständigt die Ausstellung, die nicht nur einen Einblick in das Leben und die Tätigkeit unserer Marine gewährt, sondern auch zur Bereicherung unseres Wissens über Land und Leute im fernen Osten wie im schwarzen Erdteil dient. Da die Ausstellung am 14. Juli geschlossen wird, empfiehlt sich ein baldiger Besuch derselben; die Gelegenheit, eine so reichhaltige und hochinteressante Ausstellung zu sehen, bietet sich so leicht nicht wieder.

Dieser Tage wurde in Hattingen ein Mann beerdigt, der infolge übermäßigen Schnapsgenusses gestorben ist. Es handelte sich um den Fabrikarbeiter Louis Siedelschmidt. Er war 42 Jahre alt, lebte in Grundsichteln bei Bolmarstein geboren und arbeitete seit vorigen Jahres bei der Firma Berninghaus Nachf. in Witz bei Hattingen. Als Siedelschmidt am Morgen seines Todes schwer bezeugt in einem Stallanbau seines Logis wirts gefunden wurde, lebte er zwar noch, doch trat kurze Zeit darauf der Tod ein. Der Arzt konstatierte Alkoholvergiftung.

Das Verfahren eingestellt wurde gegen den Landwirt Rühlmann aus Wengern, der am Tage vor Himmelfahrt sein Anwesen in Brand setzte, wobei der 11-jährige Pflegejohn den Tod in den Flammen fand. Durch die Untersuchung wurde festgestellt, daß Rühlmann, der schon früher in einer Irrenanstalt war, die Tat in geistiger Unmachtung vollführt hat. Der Irrennarr wurde durch die Hagener Polizei in die Irrenanstalt nach Warstein verbracht.

Und wie sollte sie sich das Benehmen des jungen Mannes erklären, der früher die Höflichkeit und Zuverlässigkeit selber gegen sie gewesen war? All diese Fragen beschäftigten sie, während sie mit einem Schlüssel die Tür öffnete, die in den Flur führte, an dem ihre Zimmer lagen.

Beim Eintritt in ihr Voudoir erhob sich aus einem Sessel eine Matrone, die dort beim Schein einer Lampe gelesen hatte. Sie mochte etwa fünfundsünfzig Jahre zählen; das ganz ergraute Haar umrahmte noch ziemlich voll das feine, gültige Gesicht, aus dem zwei kluge, etwas verschleierte Augen die Eintretende anblickten.

„Aber Tanten, das ist wirklich unrecht von Dir.“ sagte Gertha in herzlichem Tone und streckte ihr beide Hände entgegen. „Du schadet doch Deiner Gesundheit, wenn Du so spät aufbleibst, um auf mich zu warten. Ich kann ja nicht mehr ruhig abends in ein Theater gehen, wenn ich immer denken muß, daß Du hier aufbleibst, anstatt schlafen zu gehen.“

Die alte Dame schüttelte den Kopf und sah ein klein wenig verlegen drein.

„Ja, ja, Gerchen, ich wäre ja auch ins Bett gegangen, wenn ich nicht etwas erlebt hätte, was ich Dir heute abend noch erzählen muß. Aber Du wirst mich gewiß auslachen.“

Gertha blickte ihre Tante erstaunt an. Was konnte das nun wieder sein? Sollten denn die Lieberaschungen dieses Abends kein Ende nehmen?

„Du weißt sehr gut, Liebste, daß ich Dich nicht auslache. Komm, wir setzen uns hier aufs Sofa, und dann erzählst Du mir.“

„Mein, Du wirst wirklich erstaunt sein.“ meinte die alte Dame und schüttelte noch in der Erinnerung den Kopf. „Aber ich will nicht so viele Umschweife machen. — Eine halbe Stunde, nachdem Du ins Theater gefahren warst, kam Marie, Deine Zofe, herein und meldete, da sei ein Herr, ein Mr. Percy, der Dich zu sprechen wünschte. In der Vermutung, daß es sich um etwas Wichtiges handeln müsse bei einem Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde, ließ ich ihn sagen, daß ich bereit wäre, ihn zu empfangen, da Du leider ausgegangen seist. Darauf führte ihn Marie herein, einen langen, hageren Menschen, den ich nie vorher gesehen habe. Er benahm sich wie ein gebildeter Mann, bat sehr höflich für die Störung um Entschuldigung und setzte sich dann auf meine Aufforderung in den Armisessel da.“

Ein gefährlicher Unteroffizier.

So'n ganzen schneib'gen Unteroffizier Stred den Gefährten gähn herut; Latin un süß so'n Rauberwelsch; Dat flott dm so ut siner Schmut'. Da frömden Wörder bracht hä an Ganz oh'n Böstand un oh'n Sinn Un düsse dann noch ganz döfähr, Do lag kün Solt un Papper drin. „Nehm' Er den corpus doch zurüd! Die Stellung so ist nicht correct! Die Nase hoch! Das Kinn heran! So gut; jetzt macht das erst Confect; Beim Schwerten nicht so schnell herum, Das muß ganz pei a feu geschö'n, So nollens-coblens, hören Sie, Die Sache wird dann dic und ber! — Da Leutnant hor den Schwäher an; „Sie Unt'offizier sind nicht geschmeid; Die fremden Broden lassen Sie Zu eigem Besten doch auf Seit! Sie wenden ganz verkehrt die an, Verspotten und blamieren sich!“ „Das schad't nichts“, sag da Unt'offizier, „Es importiert doch fürchterlich.“

Allerlei.

Unser praktischer Kronprinz. Daß der deutsche Kronprinz recht praktisch sein kann, bewies er, als er am Mittwoch gelegentlich einer Generalstabsreise nach Apolda kam. Er fragte auf der Straße einen Schuhmann nach dem besten Hotel in der Stadt, worauf ihm „Post“ und „Weintraube“ genannt wurden. Statt nun nach einem dieser Hotels zu reiten, erbat sich der Kronprinz darüber Auskunft, wo denn der Oberbürgermeister von Apolda gewöhnlich frühstücke, und als der Beamte nun „Die lange Weite“ nannte, gebot der Kronprinz, ihn dorthin zu führen, während die Pferde in der „Weintraube“ untergebracht wurden. Dem Kronprinzen soll es in der langen Weite recht geschmeckt haben. Der Schuhmann erhielt ein blankes Fünfmärkstüd.

Wenn zwei das selbe tun. Eine vornehme Dame, die in sehr vielen Wohltätigkeitskomitees war, erhielt einmal folgenden Brief: Verehrte gnädige Frau! Beifolgend gestatte ich mir, Ihnen einen Teppich im Werte von 150 Mark zu übersenden. Wenn Sie keine Verwendung dafür haben sollten, bitte ich ergebenst, ihn mir zurückzuschicken zu wollen; im andern Falle werde ich mir erlauben, Ihr Konto damit zu belasten. Ergebenst A. A. „Der Mensch ist wohl verrückt“, rief die hochgeborene Dame, „eine solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen.“ Und flugs setzte sie sich hin u. schrieb: „Herrn A. A. Ich habe keinen Teppich bei Ihnen bestellt und sehe nicht ein, warum ich mir die Mühe und die Kosten machen sollte, etwas zurückzuschicken, was ich nicht verlangt habe.“ Am nächsten Tage erschien ein Angestellter des betreffenden Geschäfts mit einem Schreiben: „Sehr geehrte gnädige Frau! Mein Vot ist beauftragt, den Ihnen unverlangt zugesandten Teppich wieder abzuholen. Ich benötige die Gelegenheit, die höfliche Bitte an Sie zu richten, daß Sie die zwölf Karten zu einem Wohltätigkeitskonzert, die Sie mir kürzlich unverlangt zukommen, auch wieder abholen lassen. Ergebenst A. A.“ „Ein ganz unverschämter, ungebildeter Mensch!“ sagte die vornehme Dame.

Wie teuer ist ein Pfund Menschenfleisch? Ein sonderbares Urteil wurde in Washington vor wenigen Tagen gefällt. Miß Stuffed, eine Dame, die 398 Pfund wiegt und Mitglied der berühmten „Ausstellung der Tiden“ der Gebrüder Ringler ist, hatte gegen Mr. Sadface, einen Clown desselben Zirkus, Klage wegen Bruch

„Ich muß wirklich unendlich bedauern, Ihr Fräulein Nichts nicht angetroffen zu haben“, sagte er in flüchtigem Deutsch, aber mit einem fremdländischen Akzent. „Ich wünschte das gnädige Fräulein in einer Sache zu sprechen, die für sie von höchster Wichtigkeit ist. Es handelt sich um die Vereinerung eines Freundes des Fräulein Brünning aus sehr unangenehmer Lage.“

„Darauf sah er mich an, als erwartete er von mir irgend eine Erklärung, daß ich von der Sache wisse“, schloß Tante Anna.

Gertha klopfte das Herz zum Herzspringen. Sie hatte ihrer Tante nichts von ihrer Verbindung mit dem Detektiv Bernardi und von den Ereignissen in Bielefeld erzählt. Es gab kaum einen Zweifel für sie, daß dieser Mr. Percy ein Abgesandter Bernards gewesen sei und daß irgend etwas Besonderes geschehen sein müsse, was den Detektiv veranlaßt hatte, ihn zu schicken.

„Was erwidertest Du ihm denn?“ fragte sie „Ich sagte ihm, daß ich ihn nicht verstände. — Und in der nächsten Sekunde klatzte es sich auf, daß ich ihn auch gar nicht hatte verstehen können, denn er erkundigte sich nach meinem Namen, und als ich ihn ihm genannt hatte, stellte es sich heraus, daß er an eine falsche Zimmertür gekommen war.“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung“, sagte er höflich, „aber ich war der Meinung, mich in Fräulein Roumiers Wohnung zu befinden.“

Ich machte ihm keinen Irrtum klar, und er empfahl sich. Gerthas Erstaunen wuchs immer mehr.

„Aber, liebe Tante, wenn der Mann sich geirrt hatte, war das doch kein Grund, daß Du nicht ruhig hättest zu Bett gehen und die Erzählung auf morgen verschieben können.“

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Das ist ja auch noch nicht alles. — Als der Mann gegangen war, rief ich Marie herein, um sie zu fragen, wie ein solcher Irrtum hätte entstehen können. Und das Mädchen erinnerte sich mit großer Bestimmtheit, daß der Mann nach Fräulein Gertha Brünning gefragt habe. Ja, sie glaubte sich sogar zu entsinnen, daß er auch meinen Namen genannt, als sie ihm mitgeteilt, daß Du nicht anwesend seiest. Darum bin ich der Meinung, daß wir es mit einem Schwindler zu tun haben, der nur für einen späteren unerbetenen Besuch die Dertlichkeit rekonstruieren wollte.“

„Vielleicht!“ sagte Gertha gedankenverloren. Sie fand sich in alledem nicht mehr zurecht. Was bedeuteten alle diese

des Heiratsversprechens eingereicht. Nach kurzer Verhandlung sprach das Gericht der Klägerin die Summe von 796 Mark zu. Auf eine Anfrage, wieso man gerade eine so riesige Summe festgesetzt habe, erklärte der Richter unter schallender Heiterkeit des Auditoriums, man habe der Dame 2 Mark für jedes Pfund ihres Körpergewichts bewilligt! — Der ungalante Richter hat doch einen recht unerhöht niedrigen Preis angelegt.

Ein „neuer Mensch“ ist in den Berliner Straßen aufgetaucht. Es ist ein junger Mann, der auf Sandalen geht, in eine Toga gehüllt ist und das lange, lockige Haar mit einer Messingkappe geschmückt hat. Er verkauft Bücher mit dem Titel: „Licht“, „Luft“, „Sonne“ und „Reform“.

Abgestürzt und vertrieben. Beim Traversieren von Kellenschreien zur Kellenspitze stürzte der Sohn des Seifenfieders Abrell aus Rempten ab und war sofort tot. Sein Begleiter, namens Behmann aus Rempten, verließ sich und wurde durch eine Rettungsexpedition heruntergeholt.

Vom Spiel in den Tod. Beim Spielen in einer Sandgrube wurden zwei Knaben verschüttet und konnten nur tot herausgeholt werden.

Chemikalienbrüche. In Dandau wurden 150000 Liter Chemikalienbrüche beschlagnahmt, die als „Wein“ aus Frankreich in die fröhliche Pfalz eingeführt worden sind!

Wahres Geschickchen. Ein bayerischer Oberleutnant, der nach Berlin kommandiert war, fragte seinen Burschen: „Na, wie gefällt Dir Berlin?“ — „Sehr Oberleutnant, bis is nix Gscheid's nüt! Aa richtig's Deitsch konna's, 's Bier is 's teier, dafahr'n werd ma halbert und foan rech'n Anschluß find't ma nüt bei d's Weibsbilder!“

Ein Kulturbild wird sich demnächst vor der Strafkammer in München aufrollen, vor der sich ein Wirtschaftspächter aus Oldnig wegen Betrugs an einer Bäuerin zu verantworten hat. Er führte in ihrem Beisein durch das Ofenrohr Gespräche mit Engeln und Teufeln, die ihm über einstimmen erklärten, die Bäuerin müsse ihm Geld geben. Auf diese Art lockte er der abergläubischen Person im Ganzen 12000 Mark ab. Sie verfiel in religiösen Wahn und ist an Lähmung gestorben. Ihr Ausbeuter wurde verhaftet. Von den Verwandten wird auch noch ein Zivilprozeß gegen ihn angehängt.

Soch Klingt das Lied vom braven Mann. In Stadthaus in Bayern stürzte ein 34jähriges Mädchen in die Wurm. Der zufällig des Weges kommende 70(!)-jährige Arbeiter Kaiser sprang kurz entschlossen in den tiefen Fluß und rettete mit eigener Lebensgefahr das bereits bewußtlose Kind.

Flüchtige Suchthäuser. Den deutschen und schweizerischen Grenzbehörden ist das Entweichen von fünf gefährlichen, meist mit 20 Jahren Kerker bestraften Verbrechern aus dem Gefängnis von Grenoble (Frankreich) mitgeteilt worden.

Ein grauenhafter Raubmord wurde im Walde zwischen Kirteln und Jeddovic bei Brunn in Mähren verübt. Auf der Straße wurden die glücklich verheirateten Leichname des Gemüthshändlerhepaares Josef und Emilie Kerner aus Ostrop, sowie jene des Ehepaares Josef und Marie Pazdera vorgefunden. Der Wagen des Kerner lag umgestürzt im Graben, während das Pferd im Walde grasste. Die Mordtat scheint mit einer Hade meuchlings verübt worden zu sein. Die Leute kehrten vom Markte aus Brunn nach Ostrop heim und führten außer ihrem Erlös 700 Kronen behobener Sparfängelgelder mit sich. Alles Geld wurde von den Mördern geraubt. Die Gendarmerie, die erst Zigeuner im Verdachte hatte, verhaftete unter dringendem Verdachte der Täterschaft den Krämer Sedlar in Ostrop, dessen Frau und Sohn. Andere Ver-

haftungen stehen bevor. Sedlar soll um die Behebung des Geldes gewußt haben.

Sechs Personen vom Blitz erschlagen. In Krontau in Galizien schlugte der Kaufmann Ehrenfeld mit seiner Frau, einem 18jährigen Sohne und drei Kindern von 8 bis 12 Jahren während eines Wolkensbruches unter ein Zeltdach. Ein in dieses einschlagender Blitzstrahl tötete alle sechs Personen.

Richter Lynch in Rußland. Aus dem Dorfe Tscherniatin (Rußland) wird ein gräßliches Volksgericht gemeldet: Seit einiger Zeit wurden den dortigen Bauern regelmäßig Pferde gestohlen und es gelang trotz gespanntester Aufmerksamkeit nicht, die Diebe zu ergreifen. Dieser Tage nun gingen die Spitzbuben in die ihnen gestellte Falle und die Bauern konnten 15 der Kerle festnehmen. Die Rache und Wut der Bevölkerung kannte keine Grenzen und daher wurden die Diebe bis zum Eintreffen der Polizei in des Wortes verwegendster Bedeutung gefoltert. Als schließlich nach 24 Stunden die Behörde eintraf, um die Verbrecher zu übernehmen, fand sie den einen tot und die anderen in schredlicher Verfassung. Sämtliche Arme und Beine und Rippen waren ihnen gebrochen und einigen sogar die Hände abgehakt worden.

Vom alten Frix.

Der Prediger Frege in Schöneberg bei Berlin hatte in alten Schriften seiner Kirchenverwaltung Nachrichten gefunden, welche sich auf eine regelmäßige Piefierung beziehen, die im vorigen Jahrhundert seitens des Berliner Hofes an die Schöneberger Pfarre gemacht worden war. Den eifrigen Nachforschungen des Herrn Frege gelang es endlich, den Faden für die auffallende Beziehung zwischen gedachter Pfarre und dem königlich preussischen Hofe in folgender Geschichte zu entdecken. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirkte in Schöneberg ein Pfarrer ebenso bekannt wegen seiner außerordentlichen Leibeslänge als berühmt wegen seiner treffenden Antworten, um die er nie verlegen war. Friedrich der Große, welcher von ihm gehört hatte, hegte schon lange den Wunsch, den Mann kennen zu lernen und als er eines Tages von Potsdam nach Berlin durch Schöneberg fuhr und den langen geistlichen Herrn über seinen Alter schreiten sah, winkte er denselben an den königlichen Wagen heran und richtete an ihn die Frage: „Warum reitest er nicht?“ — „Majestät“, erwiderte der Geistliche, meine Pfarre bringt nicht so viel ein, daß ich mir ein Reitpferd halten könnte.“ — „So“, sagte der König, wenn unserem Heiland ein Esel zum Reiten nicht zu schlecht war, so könnte er auch wohl einen Esel reiten.“ — Lächelnd deutete der Pfarrer auf seine sehr langen Beine und erwiderte höflich: „Majestät wo sollten wohl die Beine bleiben?“ Da rief der König: „Ei, so nehme Er doch einen großen Esel!“ (Große Esel wurden nämlich die Maulesel genannt, welche aber nur in den königlichen Ställen gehalten werden durften). Kurz entschlossen antwortete der Pfarrer: „Die großen Esel sind doch, wie Eure Majestät selbst am besten wissen müssen, nur bei Hofe!“ Ueber diese wichtige Antwort erfreut, erwiderte der König lachend: „Da hat er wieder recht, ich werde dafür sorgen, daß ihm aus Berlin ein großer Esel geschickt wird.“ Als der Pfarrer sich dankend aber zögernd verbeugte, fragte der König, ob er noch etwas zu bemerken hätte, worauf mit viel-sagendem Blick der nicht blöde Seelsorger erwiderte: „Aber das Futter, Majestät!“ — „Nun das soll Er auch haben!“ rief der König und der Wagen rollte weiter. Friedrich der Große hat sein Wort gehalten, nicht nur ein „großer Esel“ kam bald darauf in Schöneberg an, sondern es wurde seit der Zeit dem damaligen Pfarrer, auch regelmäßig die erforderliche Menge Futter aus Berlin gesandt.

Von seltenen Kostbarkeiten

erzählt eine englische Zeitschrift. Der Schah von Persien pflegt bei großen Zeremonien und besonders feierlichen Anlässen, allem Brauch folgend, eine Art Staatswasserpfiste zu gebrauchen; sie ist völlig mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt und wohl die kostbarste Pfiste der Welt. Denn es ist nicht anzunehmen, daß ein Kaiser 2000000 Mark ausgibt, um einige Züge blauen Dunst einzusaugen und wieder von sich zu blasen. Die Pfiste des Schahs ist übrigens zehn mal so viel wert wie sein Schwert, das der jüngst verstorbene Herrscher von Iran bei seiner ersten Europareise trug; denn diese Waffe repräsentiert nur einen Wert von 200000 Mark. Das kostbarste Schwert der Welt ist wohl das des Guelwar von Baroda. Es ist über und über mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt und wird auf 4400000 Mark geschätzt. Mehrere indische Fürsten besitzen Schwerte, die für sich ein Vermögen darstellen, und auch der Zar und der Sultan tragen bisweilen juwelenbesetzte Säbel von großem Wert. Der Maharajah von Gheneb, einer der reichsten Indierfürsten, kann sich rühmen, die kostbarste Staatsstarke zu besitzen. Die großen Türgriffe sind aus massivem Gold, der Wagen selbst aus Silber getrieben. Der Sultan von Marokko besitzt wohl das seltsamste Klavier, das je konstruiert worden ist. Denn es ist zerlegbar, und zwar in so kleine Teile, daß ein Träger jeweils ein Stück transportieren kann. Der Sultan nämlich war unter keinerlei Umständen zu bewegen, zu erlauben, daß sein Klavier von Kamelen getragen würde. Das Schiff der Wüste schien ihm nicht zuverlässig genug für solch empfindliche Last und nur seinen Sklaven wollte er sein Instrument anvertrauen. Es wurde aus den erlesensten, seltensten Eichenholzarten gebaut und mit massiven Goldornamenten geschmückt. 60000 Mark hat der marokkanische Herrscher für sein Piano bezahlt.

Ut Dahlhufen.

Raum dat ed hier angekommen,
Vor mi 't Portmonee geflochten,
Maken dann noch fiesig Schrette,
Fühlen mi all Uhr un Kette;
Woll mi en Glas Beer völkten,
Doch do geng min'n Schirm bi flöten;
Minen Haut dā harr en Andern,
Ed mogg met en ollen wandern;
Ed schid schleunigt mine Grübe
Wol vöpadt of dusend Rüsse.
Dat dā Zucht der langen Finger,
Nidh noch stählen dōse Finger.

Humoristisches.

Bo schaft. Der Vorsitzende verkündet, daß der Angeklagte bei seinem hartnäckigen Leugnen in Ermangelung anderer Beweise frei gesprochen werden mußte. Angeklagter (Holz, zu seinem Verteidiger, der schlecht gesprochen): „Na, diesmal hab ich — Sie herausgerissen!“ Nicht mehr nötig. Vater: „Ich werde Sie lehren meine Tochter zu küssen.“ — Junger Mann: „Ach, bemühen Sie sich nicht, das hat mir Ihre Tochter schon beigebracht!“

Im Kampfs Dasein. Praktische Bibliothek. Band V. Wer hat Recht? Der Prinzipal oder sein Angestellter? Rechtsbuch für Prinzipale und Untergebene in Handels- und gewerblichen Betrieben. Zugleich ein Handbuch für die Vorstände der kaufmännischen und gewerblichen Schiedsgerichte. Ein Ratgeber von Rechtsanwalt B. Ellmersdorf. Verlag von Hermann Schneider Nachf., Pöbmed. Preis brosch. Mark 1.00. Das Werk ist unentbehrlich für jeden Prinzipal, Prokuristen, Handlungsgehilfen, Handlungsreisenden, kaufmännischen Agenten, Handlungslehrling, Handwerksmeister, Techniker, Betriebsbeamten, Gewerbegehilfen, Handwerkslehrlinge, überhaupt für jeden, der sich mit dieser Materie befassen muß. Der Verfasser hat es verstanden, den oft spröden Stoff dieser umfangreichen neueren Gesetzgebung in einer auch für jeden Laien verständlichen Form darzustellen.

Das Telegramm, das Gertha „rühmlich“ erhalten hatte, lautete:

„Bin soeben hier angekommen. Habe im Hotel Royal Wohnung genommen.“
Burtgardt.

Für einen Augenblick war sie durch die Namensunterschrift in Verwirrung gesetzt worden, bis sie sich erinnerte hatte, daß sich ihr Verlobter ja auf ihren eigenen Wunsch des Namens seines Befreiers bedienen sollte.

Der Augenblick der Entscheidung war also gekommen. Und Gertha mußte sich bereit machen, die Folgen ihrer Handlungsweise zu tragen. Sie fühlte doch einen gewissen Stolz darüber, daß es ihr gelungen war, ihr Vorhaben durchzuführen — ein Vorhaben, das selbst einem Manne von der Erfahrung und der Tatkraft Bernardis anfangs unausführbar erschienen war. Und mit aller Energie unterdrückte sie Gedanken und Besorgnisse, wie sie sie während der letzten Wochen manchmal heimlich gesucht hatten, wenn sie sich die Zukunft an Randows Seite auszumalen versuchte.

Sie beschleunigte nach Möglichkeit die kleinen Vorbereitungen ihrer Reise, und kaum eine halbe Stunde, nachdem sie das Telegramm erhalten, konnte sie der Tante bereits zum Abschied die Stirn küssen.

Einen Augenblick fühlte sie sich beinahe versucht, die gute alte Dame, die sie von Herzen liebte, in ihr Vertrauen zu ziehen. Aber sie besann sich noch zur rechten Zeit, daß es besser sein würde, ihr nichts zu sagen, bevor sie nicht mit Randow gesprochen habe.

Walters hatte seinen Posten als Bistjunge schon nach einer Woche wieder verlassen, da er, wie er Gertha gesagt, seine Aufgabe erfüllt hätte. Sein Vorgänger war auch wieder sein Nachfolger geworden, und er fuhr Gertha hinunter. Als sie eben im Begriff war, den Fahrstuhl zu verlassen, ertönte in einem der oberen Stockwerke zweimal die elektrische Glocke, die den Lift heraufrief.

„Das ist wieder die Französin“, hörte Gertha den Jungen sagen. „Da hat's immer juchendbar eilig.“

(Fortsetzung folgt.)

Unwillkürlicher Gedanke. Mutter: „Ich hab' mit meinem Schnauferl noch kein lebendes Wesen überfahren.“ — Freund: „Dann ist's wohl gar kein richtiges Auto!“

seltsamen Ereignisse dieses Abends? Wer war der mysteriöse Percy? Und welches Interesse hatte er daran gehabt, ihre Tante über Randow auszufragen? Was hatte er mit Miß Roumier zu schaffen und woher kam ihm die Kenntnis ihres Befreiungsplanes?

Auf keine dieser Fragen hatte sie eine Antwort. Nur über das Eine war sie sich jetzt im klaren, daß Walters Anwesenheit doch mit ihrer Angelegenheit in irgend einem Zusammenhang stehen mußte.

„Ich gehe jetzt zu Bett, mein Liebling“, sagte ihre Tante, verstohlen gähnend. „Aber wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich morgen früh die Polizei informieren — ehe eines schönen Tages Deine Diamanten verschwinden sind.“

Doch Gertha fuhr am nächsten Morgen nicht zur Polizei, sondern zu Bernardi, um ihm alles zu berichten und seinen Rat zu erbitten.

Mit ernster — wie es Gertha scheinen wollte, sehr ernster Miene lauschte der Detektiv ihrer Erzählung. Aber nur wenig war es, was er ihr zu sagen hatte.

Durch das Erscheinen dieses Mannes wird eine Vermutung bestätigt, die sich mir damals bei dem Schuß aus dem Gebüsch in Wierlinden aufgedrängt hatte. Der einzige, der nach meinem Dafürhalten alles aufklären könnte, ist Herr von Randow selbst. — Wollen Sie mir versprechen, Fräulein, es mir sofort mitzuteilen, wenn der Freiherr das Herrenhaus verlassen hat? — Es ist von größter Wichtigkeit, daß mir Gelegenheit gegeben wird, ihn ungestört zu sprechen.“

„Ich verspreche es Ihnen“, erwiderte Gertha.

Und dann, als ob sie ihn erst jetzt ganz begriffe, fügte sie hinzu:

„Sie meinen, daß mein Verlobter Feinde hat, die ihm bekannt sind — daß der Schuß ihm zugebracht war?“

„Ich kann diese Frage natürlich nicht mit Bestimmtheit bejahen“, erklärte Bernardi ruhig. „Aber es ist meine Überzeugung, daß Herr von Randow alles mit zwei Worten aufzuklären vermöchte. Es läge sowohl in Ihrem wie in meinem eigenen Interesse, daß ich ihn sprechen könnte, ehe er nach seiner Befreiung mit anderen in Berührung kommt.“

Als Gertha den Detektiv verließ, war ihr Herz nur noch schmerzlicher als zuvor.

8. Kapitel.

Drei Wochen gingen dahin, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswertes ereignet hätte.

Der deutsche Offizier in Südwestafrika.

Wie das Offizierkorps beschaffen ist, so pflegt auch der Vorstand des ganzen Heeres zu sein. Wie wird selbst eine vorzügliche Heeresmacht unter minderwertigen Führern hervorragen? Mit Recht sagte um die Wende des 19. Jahrhunderts General Rühl: „Der Geist der preussischen Armee sitzt in ihren Offizieren.“ der jetzt beendete Krieg in Südwestafrika hat von neuem die Wahrheit dieses Ausspruchs dargetan.

Als die Kunde von dem Aufstande in die Heimat gelangte, meldeten sich sofort Hunderte von Offizieren zum freiwilligen Eintritt; voller Begeisterung zogen sie hinaus in den Kampf für Deutschlands Ruhm und Ehre. Der Krieg im Dorngebüsch und auf den Klippen wird anders geführt wie in bebauten Ländern; selbst die früheren Offiziere fanden gänzlich andere Verhältnisse, als bei der großen Mauer und bei Kalgan. Aber der deutsche Offizier genießt im Frieden eine hervorragende Ausbildung; nicht umsonst wird auf persönliche Schieß- und Reitfertigkeit ein hoher Wert gelegt. Die neu aufgestellten Truppenteile waren allen Waffengattungen entnommen; der Offizier konnte dem früheren Infanteristen ein Vorbild im Reiten sein und dem Kavalleristen zeigen, wie er das ihm bisher unbekante Gewehr zu handhaben hatte, dadurch hatte er sofort über alle Reiter die Ueberlegenheit, sie haben in ihm von vornherein den Führer.

Der Drang nach vorn liegt dem deutschen Offizier im Blut. Vorwärts, heran an den Feind! war auch die Losung in Südwestafrika, und vorwärts ging es über Steinflüssen und durch das Gestrüpp. Freudig folgten die Reiter, sie ahnten, daß es zum Siege ging. Sie mußten aber auch, daß „ihre Reuten“ sie nicht blindlings in Gefahr führten. Kam die Streifschare an eine besondere unübersichtliche Stelle, so ritt der Offizier im Galopp allein vor, um mit dem Glase zu beobachten und, falls es zu waghalsig gewesen war, zuerst mit dem eigenen Leben einzutreten. Die einsamen Offiziersgräber an manchem Terminbühl und auf vielen Bergen sind stumme Zeugen dafür, welche hohen Gefühl der Verantwortung die Streifschärführer befehlte, und nicht wenige Reiter haben der rücksichtslosen Aufforderung ihrer Offiziere die eigene Rettung zu verdanken.

Die vielen Verluste an Offizieren beweisen, daß die Führer im Kampfe ihr Leben nicht achteten. Auf höheren Befehl wurde nach den ersten Gefechten besondere Abzeichen wie Achselklischee und Säbel, nicht mehr getragen, denn nur zu gut verstanden es die Hereros, die Offiziere aus der Truppe herauszuholen. Der Offizier trug genau den selben Anzug wie der Reiter und war in gleicher Weise bewaffnet, selbst das Mannschafstengewehr fehlte nicht und ist von manchem Leutnant aufgepflanzt worden, wenn es zum Handgemenge kam. So galt der Offizier einfach als „Gewehr“ und mußte oft im Lager und auf dem Marsche mit zusehen, hat doch der Oberkommandierende selbst im Busch auf Posten gestanden!

Gemeinam überstandene Gefahren und geteilte Entbehrungen sind ein fester Kitt, ganz von selbst entwickelte sich in dem langen Feldzuge auf der „Pab“ zwischen Reiter und Offizier ein herzliches, kameradschaftliches Verhältnis. Aber stets blieb die strengste Manneszucht gewahrt, der Reiter sah in dem Offizier stets seinen erprobten und bewährten Führer, sein treifliches Vorbild, dem gleich zu werden jeder einzelne eifrig bemüht war. Zu der Achtung vor der größeren Erfahrung kam das Gefühl der Dankbarkeit. Der Offizier war nicht nur der erste am Feinde, er sorgte auch für seine Untergebenen in den Tagen der Not und war stets ein treuer Helfer. Im Gefecht am Waterberge eilte der Leutnant Graf Arnim herbei, um einen bayrischen Jäger aus dem heftigsten Feuer zu tragen. In dem 55 stündigen Gefecht am Auobfluß wies der zu Tode getroffene Major von Nauendorf

das ihm dargereichte Wasser zurück und gab es seinen verschmachteten Kanonieren. Wie oft teilte der Offizier auf dem Ritt mit seinen Reitern den letzten Reis, den letzten Schluck; häufig eilte er nach mehrtägigem Gefecht mit geringer Begleitung zu einer weit entfernten Wasserquelle, um seinen verwundeten Untergebenen ein Tabak zu bringen.

Der deutsche Soldat hatte die schwere Probe in Südwestafrika auf das glänzendste bestanden und den Mörkern und Zweiflern im In- und Auslande gezeigt, daß unser Heer trotz der langen Friedenszeit nichts von seiner Tüchtigkeit eingebüßt hat. Mit besonderem Stolz aber kann der Offizier auf den trotz vieler Entbehrungen frisch-fröhlichen Krieg zurückblicken, denn er hat bewiesen, daß die verweischende Ausbildung der Reuten ihm nichts geschadet hat, daß er vielmehr noch wie seine Ahnen fürs Vaterland zu kämpfen und zu sterben versteht.

Der Prinz und der Korbmacher.

Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen, pflegte stets nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde herumzugehen, um zu verhindern, daß Scheintote zugleich mit Toten beerdigt würden. So auch nach der Schlacht bei Trebitz (1762). Als der Prinz unter den Leichen der gefallenen Krieger umherschritt, bemerkte er einen Soldaten, der zwischen einem Haufen von Toten steckte. Der Prinz rief ihm zu: „Mein Sohn, was sitzt Du unter den Gefallenen, warum bist Du nicht der Armee gefolgt?“ „Es läßt sich schwer folgen und laufen“, antwortete der Mann, „wenn man keine Füße hat.“ Der Prinz untersuchte den Mann und überzeugte sich, daß ihm eine Kanonenkugel beide Füße an den Fußknöcheln abgerissen hatte. Der Unglückliche hatte in dem Tornister eines Toten ein Fläschchen mit Branntwein bemerkt, hatte dem Toten das Hemd ausgezogen, es auseinander gerissen, die Lappen mit Branntwein benetzt, mit Pulver eingerieben und sich damit verbunden. Einige Gefallene hatte er über sich gezogen, um sich zu erwärmen, weil ihn das Wundfieber geschüttelt hatte. Der Feldscher bestärkte, daß das Pulver und Branntwein den Mann davor geschützt hätten, daß die Wunde brandig geworden wäre. Darauf sagte Prinz Heinrich: „Wenn ich Christus wäre, so würde ich sprechen: Stehe auf und wandle! Aber ich bin selber nur ein gebrechlicher Mensch.“ „Aber doch sind sie der Bruder des Königs“, erwiderte der Soldat. „Der bin ich“, entgegnete der Prinz, „und als solcher will ich es bei dem Könige dahin bringen, daß Dir geholfen wird.“ Der Mann blieb am Leben, und bekam doppelte Invaliden-Unterstützung. Später traf der Prinz den Mann wieder in einem Dorfe unweit von Rheinsberg, wo er vom Korbmachen und Topfblechen lebte und sich recht gut nährte. Er hatte ein junges Weib bekommen, das ihm drei Knaben schenkte. Die Frau fuhr den Mann in einem kleinen Wagen von Dorf zu Dorf, wo er seine Arbeit verrichtete, und brachte ihn auch zum Prinzen Heinrich nach Rheinsberg. Der Invaliden sagte dem Prinzen, er sei gekommen, um die Unterstützung aufzusagen, denn nun habe er Dach und Fach und ein reichliches Auskommen. „Nach Weib und Kind“, sagte der Prinz scherzend, denn diese gehören ja mit zum täglichen Brot.“ „Ja“, erwiderte der Invaliden, „und die drei Jungen sollen einst auch meinem Könige zu Diensten stehen.“ Der Prinz erwiderte lächelnd: „Aber die Füße sollen sie nicht wegschleichen lassen.“ Darauf antwortete der Invaliden: „Und wenn es geschehen sollte, so geschähe es für ihren König und fürs Vaterland, und diese würden sie nicht verderben und hungrig sterben lassen. Ich hab's ja an mir selbst erfahren. Aber nun soll der König meine Unterstützung einem anderen, bedürftigeren Invaliden geben, als ich bin. Ich bin zufrieden, habe ein paar Stüchlein Vieh aber noch keinen Acker.“ Darauf

sagte der Prinz: „Den sollst Du haben.“ Der Prinz kaufte in dem Dorf, wo der Invaliden wohnte, ein Stück Feld und schenkte es ihm und erwarbte beim König, daß der Acker, so lange der Mann lebte, von allen Abgaben frei war.

Gemeinsätzliche Belehrung über die Schweinepeste.

Wesen.

Die Schweinepeste ist eine ansteckende, mit erheblicher Störung des Allgemeinbefindens verlaufende Erkrankung der Schweine, die in der Regel in Form einer Entzündung der Brusteingeweide (Lungen, Brustfell, Herzbeutel) auftritt. Der Ansteckungsstoff wird von den kranken Tieren mit der Ausatemluft und mit den beim Husten entleerten Auswurfstoffen ausgeschieden.

Merkmale an den lebenden Tieren.

Die Schweine, die der Ansteckung durch Schweinepeste ausgesetzt gewesen sind, erkranken nicht unmittelbar nach der Aufnahme des Ansteckungsstoffes. Es vergeht vielmehr eine bestimmte Zeit (Inkubationszeit), bevor offensichtliche Erkrankungssymptome hervortreten. Die Inkubationszeit bei der Schweinepeste ist in einzelnen Fällen verschieden, beträgt aber durchschnittlich etwa 10 Tage. Nach dieser Zeit zeigen sich bei den erkrankten Tieren Husten, und je nach der Art des Verlaufes der Seuche weitere krankhafte Erscheinungen. Die Seuche kann rasch und bösartig (akut) oder langsam, schlechend und mild (chronisch) verlaufen.

Beim akuten Verlauf treten zu dem Husten beschleunigtes und schmerzhaftes Atmen und als Merkmale der erheblichen Störung des Allgemeinbefindens mangelnde Fresslust, Fieber und große Schwäche. Letztere ist so auffällig, daß die Tiere mit dem Hinterteil hin und her schwanken, und der Gang taumelnd wird. Die an akuter Schweinepeste erkrankten Schweine können schon nach wenigen Tagen oder im Verlauf von ein bis zwei Wochen zugrunde gehen. Bei der akuten Form der Schweinepeste erkranken ältere und jüngere Tiere ohne Unterschied.

Beim chronischen Verlauf der Schweinepeste tritt eine Beschleunigung der Atmung häufig erst hervor, wenn die Tiere umhergetrieben werden. Gewöhnlich erkranken nur die jüngeren Tiere (Ferkel und Läufer). Die chronisch erkrankten Tiere lassen außer Husten und Atembeschwerden nach Umherstreifen als Merkmale der erheblichen Störung des Allgemeinbefindens, Verringerung der Futteraufnahme, mangelhaftes Gedeihen (Kümmern), häufig verklebte Augen und einen mit Schorfbildung verbundenen Ausschlag der Haut erkennen. Die an chronischer Schweinepeste erkrankten Tiere können nach wochenlangem Kranksein zugrunde gehen oder genesen und mastsfähig werden. Die Verluste an Ferkeln bei chronischer Schweinepeste sind häufig nur gering, können aber auch bis zu 50 und 75% betragen.

Merkmale an den toten Tieren.

Bei gestorbenen, getöteten oder geschlachteten Schweinepesterkrankten Schweinen findet man größere oder kleinere Teile der Lungen entzündet. Die entzündeten Teile fallen nach der Herausnahme der Lungen aus dem Brustkorb nicht zusammen, haben eine hellrote Farbe, wie die Lunge gesunder Tiere, sondern eine dunkelrote, graurote oder graue Farbe und fühlen sich fest an, etwa wie die Leber. Bei der akuten Schweinepeste sind in der Regel größere Abschnitte der Lungen entzündet und gleichzeitig das Brustfell, häufig auch der Herzbeutel mit einem abziehbaren Belage versehen. Außerdem sind Veränderungen an Leber, Nieren, Muskeln und Herzfleisch, unter Umständen auch an Milz und Eimphdrüsen zugegen. Bei der chronischen Form der Schweinepeste beschränkt sich die Erkrankung gewöhnlich auf die vorderen Lappen der Lunge. Gleichzeitig zeigen die mit chronischer Schweinepeste befallenen Tiere während der eigentlichen Krankheit einen schlechten Ernährungszustand.

Vermischung der Schweinepeste mit der Schweinepest und anderen Erkrankungen. Der Verlauf der Schweinepeste kann dadurch abgeändert werden, daß die Tiere neben der Schweinepeste gleichzeitig von anderen Erkrankungen, insbesondere von der Schweinepest, befallen werden. Die Schweinepest ist eine ansteckende Darmentzündung, ihr hauptsächlichstes Zeichen ist ein heftiger Durchfall. Bei Vermischung der Schweinepeste mit Schweinepest tritt mithin zu den geschilderten Symptomen der Schweinepeste bei den lebenden Tieren Durchfall und bei den gestorbenen, getöteten oder geschlachteten eine Entzündung der Schleimhaut des Darms, namentlich des Blind- und Grimmdarms hinzu. Die Schleimhaut des Blind- und Grimmdarms oder in größerer Ausdehnung trübe, gelbe Beläge oder Schorfe, ferner Geschwüre auf.

In der Gewalt der Nihilisten.

Es war im Winter des Jahres 1876, als ich in einen leichten, kleinen, mit acht Hundebespannten Schlitten über die endlose schneebedeckte Steppe Ost-Sibiriens hinwachte. Vom grauen Himmel fielen dicke Floden auf die Erde herab und eisiger Sturmwind peitschte sie mir ins Gesicht. Kein Laut war zu vernehmen, kein Mensch sichtbar. Freilich braucht letzteres nicht Wunder zu nehmen, vermochte man doch des unburchbringlichen Nebels wegen keine fünf Schritte weit zu sehen. Wie der Leser sieht, war diese Reise nichts weniger als beneidenswert, wenn ich aber noch hinzusetze, daß ich dieselbe unfreiwillig unternahm, mußte, daß ich mich noch vor kaum fünfzehn Stunden im Kreise einiger guten Freunde zu Jakutsk in einem Gasthause so wohl befunden, als es in diesen russisch-asiatischen Städten nur möglich ist, wird man begreifen, in welcher Stimmung ich Kälte, Schnee und Wind ertrug. Aber was sollte ich machen? Ein junger angehende Gerichtsbeamter darf auf einen Befehl seines Vorgesetzten nicht viel (d. h. gar nichts) erwidern, und so mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, als ich zur Verfolgung des äußerst staatsgefährlichen Individuums, des gewissen Ebelmannes Zwanowitsch Mofutschew, welcher beim Transporthaus nach den Bergwerken, in welcher er zwölf Jahre strafweise weilen sollte, entflohen, kommandiert wurde. Daß aber bei solchem Wetter eine Verfolgung höchst schwierig, eigentlich unmöglich war, ist leicht zu begreifen. Ich hatte daher so wenig Hoffnung, den Flüchtling zu fangen. Die Nacht brach an, aber das Unwetter hörte nicht auf. Es schien im Gegenteile immer ärger zu werden und es dauerte nicht lange, so begannen auch die Wölfe ihr nächtliches Konzert. Schlußfertig hielt ich meinen sechs-läufigen Revolver in der Hand: bald sollte ich ihn auch brau-

Nähe ein kleines Licht entgegengestrahlt. Ich machte mich auf den Schlitten. Ich drückte los und sah gleich darauf das Angehörige blutüberströmte im weißen Schnee sich wälzen. Doch der Schuß schien die Hunde scheu gemacht zu haben, wie toll zogen sie den Schlitten hinter sich her. Vergebens strengte ich meine Kräfte an, das Gespänn anzuhalten, es war unmöglich. Plötzlich fühlte ich eine furchtbare Erschütterung, ich stürzte vom Gefährt und mir vergingen die Sinne.

Als ich wieder die Augen aufschlug, fand ich mich unter Holzbrettern, welche offenbar die Bruchstücke meines Schlittens waren, im Schnee liegen. Von den Hundebespannen keine Spur. Nur aus weiter Ferne klang immer schwächer werdender Glockenklang, von dem ich annahm, daß es das losgerissene Gespänn sei. Mühsam raffte ich mich auf und bald konnte ich einsehen, daß ich mich in einer nichts weniger als beneidenswerten Situation befand. Ohne Lebensmittel sah ich mich auf der öden Steppe allein. Ich setzte mich auf den Baumstumpf, an welchen mein Schlitten angefahren war, und dachte nach, was in dieser Lage zu machen sei. Ich weiß nicht, auf welchen Einfall ich geraten wäre, hätte sich nicht allmählich der Nebel zerteilt und mir aus nächster Nähe ein kleines Licht entgegengestrahlt. Ich machte mich auf und schritt auf den Lichtpunkt zu.

Ich hatte nicht lange zu gehen und ich befand mich vor der niedrigen Türe eines kleinen russischen Bauernhauses. Ein Weib öffnete mir. „Nun, seid Ihr endlich da, Herr? Freilich, Jakutsk ist weit, und bei Nacht und Nebel reist man auch nicht geschwind; kommt nur in die Stube; die andern werden auch nicht mehr lange auf sich warten lassen.“ Mit diesen Worten führte sie mich in eine anstoßende Kammer.

Hatte man mich denn erwartet? Hatte man gewußt, daß ich kommen würde? Doch müde und hungrig, wie

ich war, zerbrach ich mir über diese Gedanken nicht weiter den Kopf.

Das Weib brachte mir Käse, Brot und Wutke. Russische Frauen reden gewöhnlich nicht viel und auch meine Wirtin setzte sich schweigend mir gegenüber auf eine hölzerne Bank. Nachdem ich aber den Teller abgeräumt hatte, öffnete sie langsam den Mund und sagte: „Nicht wahr, so etwas habt Ihr schon lange nicht zu essen bekommen?“ „Verwundert schaute ich auf. „Warum?“ entgegnete ich dann; „für Geld bekommt man das auch in Jakutsk!“ — „Jeder?“ meinte sie mit leisem Anfluge von Ironie. . . .

Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn in demselben Momente wurde wiederum an die Türe geklopft. Bald darauf trat ein hochgewachsener Mann ein. Er schien mich nicht zu erkennen. „Das war ein schönes Stück Wegs“, wandte er sich an die Bauersfrau, „aber ein unbezahlbarer Spaß. Die Herren in Jakutsk werden große Augen gemacht haben, als sie das Nest leer und den Vogel fortgeflogen sahen. Bei solchem Wetter kann man nicht an Verfolgung denken. Jetzt aber gebt Essen her, und zwar gutes; lange genug habe ich mit schimmeligem Gefangenbrot vorlieb nehmen müssen.“

Die Frau ging aus dem Zimmer, um seinem Wunsch nachzukommen.

„Schimmeliges Gefangenbrot! — Wer mag das sein?“ dachte ich mir und hob das Licht, um sein Gesicht erblicken zu können. Es war — Mofutschew! Doch auch dieser hatte mich erkannt. „Sündiger Bube“, rief er aus, indem er sich über mich warf, „Du bist in meiner Gewalt!“ Mit diesen Worten warf er eine Schlinge um meine Füße und zog mich zu Boden. Dann band und tnebelte er mich und warf mich mittels eines Fußtrittes in eine dunkle Ecke des Gemaches. Dies alles geschah so rasch, daß das

Anzeigepflicht.

Wenn ein Schwein unter den angegebenen Erscheinungen bald nach dem Anlauf erkrankt, oder wenn mehrere Schweine eines Bestandes die angeführten Krankheitsmerkmale zeigen, so liegt der Verdacht des Ausbruchs der Schweinepest vor. Von dem Schweinepestverdacht ist der Ortspolizeibehörde Anzeige zu erstatten, worauf durch eine amtstierärztliche Untersuchung festgestellt wird, ob der Verdacht begründet ist oder nicht.

Verhütung der Schweinepest.

Zur Verhütung der Einschleppung der Schweinepest in einen Bestand ist der Zulauf von Schweinen mit größter Vorsicht zu bewahren. Neue Schweine, deren Herkunft nicht nachweislich unbedenklich ist, sind wenn irgend möglich in einem besonderen Stalle unter Beobachtung zu stellen, ehe die Tiere zu dem alten Bestande gebracht werden. Es empfiehlt sich, die neu angekauften Tiere mit einigen Ferkeln des alten Bestandes entweder unmittelbar oder so in einer Nacht zusammenzubringen, daß sie nur durch ein Gitter von einander getrennt sind. Sind die Ferkel nach vier Wochen noch gesund und frei von Erscheinungen der Schweinepest, so können die neu angekauften Tiere unbedenklich zu dem alten Bestand in den gemeinsamen Schweinestall gebracht werden. Besondere Vorsicht ist bei der Einkeltung von Säuen in die Ställe fremder Eberhalter geboten.

Eine naturgemäße (Wild-) Haltung der Schweine, besonders der Zuchttiere, ist zu empfehlen.

Siamesischer Prinzessinentod.

Rödig Chulalongkorn, der Beherrscher der Siamesen, Laoten und Malaien, unternimmt bekanntlich augenblicklich wieder einmal eine Rundreise durch Europa, dessen wichtigste Hauptstädte und Höfe er bereits früher besucht hat. Auch in Berlin und Wien gedenkt der König von Siam seine Visitenkarte abzugeben und überall empfängt man ihn mit dem seinem Range gebührenden Ehren. König Chulalongkorn versteht es, nach außen hin ganz mit den Mäßen eines modernen, zivilisierten europäischen Monarchen aufzutreten. Er trägt eine Uniform europäischen Schnittes, bewegt sich auch im Gehrock und Zylinder mit Eleganz und hat sich vor einigen Wochen von Carolus-Duran, dem berühmten französischen Maler, in richtiger Regentengestalt porträtieren lassen. Dabei herrschen am Hofe von Bangkok teilweise noch recht altertümliche orientalische Gebräuche. Man sagt, daß der Sarem des Königs nicht weniger als 3000 Frauen enthält. Diese besitzen aber nicht etwa den Rang als Gattinnen des Königs, vielmehr hat der König eine einzige legitime Gemahlin, die Königin Sowapa. Ihrem Rang am nächsten stehen die königlichen Prinzessinnen, Halbschwester des Königs aus Verbindungen seines Vaters mit verschiedenen Frauen. Ein eigentümlicher Brauch schreibt es vor, daß die Schwestern des Königs, die älter sind als er, unvermählt bleiben müssen. Sie sind von einem vielföpfigen Hofstaate von Begleiterinnen, Dienerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen umgeben, die ihnen die Zeit vertreiben, aber wehe ihnen, wenn sie sich auf ein Liebesabenteuer einlassen. Eine der älteren Schwestern des Königs machte sich vor einigen Jahren eines derartigen Vergehens schuldig. Der König, der sich gerade in seiner Sommerresidenz befand, wurde davon unterrichtet. Es entzieht sich der Kenntnis, ob er freiwillig oder vielleicht erst nach innerem Kampfe und in der Ueberzeugung, geheiligten Ueberlieferungen treu bleiben zu müssen, seinen Entschluß faßte. Tatsache ist jedenfalls, daß er den Fehltritt seiner Schwester ebenso grausam, so barbarisch rächte, wie es nur irgend einer seiner Vorgänger auf dem Throne hätte tun können. Er verurteilte die Unglückliche zu der „Todesart der Prinzessinnen“. Diese Todesart besteht darin, daß die Verurteilte sich selbst verhungern läßt. Und in einer Nachtstunde verbrannte man im herrlichen Garten des Königs-palastes den abgezehnten Leichnam der armen kleinen Prinzessin, ohne irgendwelche Zeremonie und auf einem ganz gewöhnlichen Scheiterhaufen. Damit wir uns indessen nicht allzu sehr unseres Kulturbestandes, einer derartigen Greuelthat gegenüber, rühmen, wollen wir uns daran erinnern, wie Friedrich der Große den Freiherren von der Trenck strafe, der es gewagt hatte, die Augen bis zu der Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie, zu erheben und Gegenliebe zu finden. Er mußte dafür in jahrelanger Kerkerhaft büßen, mit Ketten belastet, und nachts Stunde um Stunde gewacht, damit ihm nicht einmal der Trost des Schlafes zuteil würde. Die Geschichte kennt Beispiele genug dafür, daß die Günst-

von Fürstentümern gewöhnlichen Sterblichen nicht nur in Siam zum Verhängnis wurde.

Allerlei.

Wegen der Unterschlagungen des Sparassensendanten Müller in Ronsdorf hat der dortige Bürgerverein ein Rechtsgutachten ausarbeiten lassen, das sich dahin ausspricht, daß der Bürgermeister und die Mitglieder des Verwaltungsrats der Sparasse für die von Müller begangenen Unterschlagungen haftbar sind. Auf Grund dieses Gutachtens forderte der Verein die Erörterung der Angelegenheit in der Stadtverordneten-Versammlung. Der Bürgermeister bestritt zwar dem Bürgerverein das Recht, derartige Anträge zu stellen, empfahl aber eine Aussprache. Unter diesen Umständen stimmte das Kollegium der öffentlichen Verhandlung über die Angelegenheit in der nächsten Sitzung zu.

Reich belohnte Ehrlichkeit. Der Maurer Wiese fand in Stolberg auf der Straße einen Tausendmarktschein, den die Tochter des Superintendents Konsistorialrat Bernide verloren hatte. Der Finder lieferte den Schein sofort auf der Polizei ab; für seine Ehrlichkeit wurden ihm von Konsistorialrat Bernide 200 Mark Finderlohn ausbezahlt.

Ein Rechengenie stellte in seinem Kolleg über Psychologie an der Berliner Universität Professor Max Dessoir dem B. L. zufolge seinen Hörern vor. Dr. Rüdke ist kein Rechenkünstler im gewöhnlichen Sinne, er betreibt seine Kunst nicht als Broterwerb, sondern stellt sie nur hier und da zu experimentellen Zwecken in den Dienst der Wissenschaft. Seine verblüffende, oft geradezu großartige Fertigkeit im Kopfrechnen verdankt er neben seiner natürlichen Veranlagung einer Schulung nach wissenschaftlichen Grundsätzen, die ihn in den Stand setzte, weit schwierigere Aufgaben zu bewältigen, als jene Rechenkünstler es vermögen, die in den Varieties auftreten und sich fast immer nur auf ihr Gedächtnis verlassen. Die eindrucksvollste Leistung, die Dr. Rüdke bot, war das Auswendiglernen einer hundertstelligen Zahl. Wenig mehr als fünf Minuten betrachtete er die Zahl, dann vermochte er sie aus dem Gedächtnis fast fehlerlos vorwärts und rückwärts aufzusagen.

Das fluge Rehlein. Vergangenen Sommer fanden Knaben im Stadtwald zu Saarbrücken ein Rehkitzen, das einen Lauf gebrochen hatte. Sie trugen es zum Förster, unter dessen sorgfamer Pflege das Tierchen bald geheilt wurde, worauf man ihm wieder die Freiheit schenkte. In einer der letzten Nächte hörte der Förster ein ganz absonderliches Klopfen an der Haustür. Draußen stand das vor einem halben Jahre entlassene Reh! Es leckte dem Förster, als dieser es eingelassen hatte, die Hand und begehrte, wie sich gleich zeigte, neue Hilfe. Denn wieder hatte es einen Lauf gebrochen. Sofort wurde alles getan, um dem Reh die Schmerzen zu lindern und den Bruch möglichst bald zu heilen.

Die Nürnberger Familientragödie. Der Banbhändler Fehlschammer in Nürnberg, der seine Frau und seinen elfjährigen Jungen wegen verfehlter Spekulationen erschoss und seinen jüngsten, vierjährigen Knaben wie sich selbst vergeblich zu töten versuchte und verletzte, ist nunmehr aus dem Krankenhaus in die Untersuchungs-haft übergeführt worden. Das Kind, das gleichfalls geheilt ist, kommt zu einem Onkel, einem Landpfarrer.

Im Bett vom Blich erschlagen. Vom Blich erschlagen wurde die seit Jahren gelähmt im Bett liegende Frau des Eigentümers Lübed in Ottendorf. Der in der Nähe des Bettes stehende zehnjährige Knabe wurde am Arme verletzt.

Das Drama in der Weinstube. Ein Schlossergeselle verwundete in einer Baden-Badener Weinstube ein junges Mädchen durch zwei Revolvergeschüsse schwer und erschloß sich dann selbst. Der Beweggrund soll unglückliche Liebe sein.

Eine Hosengeschichte. Ein Professor sah jüngst im Gesellschaftszimmer eines Seebades und las die Zeitung. In Gedanken vertieft, stieß er mit der Linken den Stuhl um, der auf dem Tische lag, immer weiter

von sich. Hinter den Blättern stand ein Tintenfaß, welches schließlich von den fortgeschobenen Zeitungen erfasst wurde und einem Bankier auf den Schoß fiel, dessen Hosen alsbald von der schwarzen Flüssigkeit befeuchtet wurden. Der „Angeschwärmte“ war wütend, und der Professor bot vergebens alles auf, um dessen Zorn zu beschwichtigen. „Meine neuen Hosen sind ganz verdorben!“ schrie der Bankier. „Aber ich will sie ja gern bezahlen,“ sagte der Herr. „Bitte, mir Ihre Karte zu geben, und ich sende Ihnen den Betrag sofort ins Gasthaus.“ „Ins Gasthaus, mein Herr? Ich kenne Sie ja gar nicht. Zahlen Sie mir die 24 Mark, die mich die Hosen gekostet haben, auf der Stelle aus!“ Der Professor zog die Börse und handigte dem Bankier den Betrag ein. Dann sagte er: „Nun ich Ihnen den Preis gezahlt habe, besitzen Sie hoffentlich so viel Ehrgefühl, um mich sofort in den Besitz meines Eigentumes zu setzen. Die Hosen sind mein, und ich bestehe auf ihre sofortige Uebergabe. Sie haben kein Vertrauen zu mir, ich nicht zu Ihnen. Her mit den Hosen!“ Vergebens erhob der Bankier gegen diese Eile Einspruch. Die Menge, die sich um die Streitenden versammelt hatte, gab dem Professor recht, und der Bankier mußte sich entschließen, ein anderes Paar Hosen herbeizuholen zu lassen und die tintenbefleckten unter dem Gelächter der Umstehenden abzugeben.

Ein eigenartiger Selbstmord. Der Weber Heinrich in Wsch beging einen eigenartigen Selbstmord. Der Mann steckte seinen Kopf in einen Wassertrog und hatte die Willensraft, den Kopf solange unter Wasser zu halten, bis der Tod eintrat.

Ein englischer General als Betrüger. Der englische General Sir George Corrie Dird, (Ritter des Bath-Ordens), ist dieser Tage wegen Unterschlagung von etwa 114 Pfd. Sterl., die er sich in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied eines Matrosen- und Soldatenclubs angeeignet hatte, verhaftet worden. Dabei stellte sich heraus, daß der hohe Offizier und Baronet vor einigen Monaten wegen größerer Schuldenlasten von seinen Gläubigern bankrott gemacht wurde. Der Fall steht in der englischen Armee sehr vereinzelt da und erregt natürlich peinliches Aufsehen.

Wie die Berliner vor hundert Jahren den Frieden von Tilsit feierten.

Der traurige Friede von Tilsit, der Preußen auf die Hälfte seines früheren Ländergebietes beschränkte, konnte natürlich in der Hauptstadt kein freudiges Echo finden. Als dem französischen Kommandanten die Nachricht des Friedensschlusses zugeing, forderte er die Bürger ohne weiteres auf, ihrer „Freude“ durch eine festliche Beleuchtung, ein Teedeum und durch Gastmähler Ausdruck zu geben. Der Befehl mußte wohl oder übel befolgt werden. Aber die Kerzenbeleuchtung fiel doch nur ziemlich dürftig aus. Von Transparenten waren nur zwei sichtbar, und auch die bekundeten deutlich die Stimmung des Tages. Bei einem Gewürzkrämer in der Friedrichstraße konnte man lesen: „Ich kenne zwar den Frieden nicht, doch aus Gehorsam und befohlener Pflicht, verbreite auch ich mein letztes Licht“. Und ein armer Tischler in der Zimmerstraße stellte einen dunklen Sarg an das mit ein paar Lichtern erhellte Fenster und schrieb dazu: „Hier findet ihr den einzigen wahren Frieden, der so dem Kaiser wie dem Bettler ist beschieden“. Die Stadtverordneten richteten an den König ein Beileidschreiben und sprachen ihm ihre Teilnahme über das Unglück aus, welches das königliche Haus und den gesamten Staat betroffen habe, zugleich auch den Wunsch, der König möge mit den Seinen recht bald nach Berlin zurückkehren. Vorläufig blieb die französische Besatzung noch in der Stadt, trotz dem Frieden. Selbst des Königs Geburtstag, den 3. August, durfte man nicht offen, durch Schmutz an den Häusern, feiern, und wer es versuchte, erhielt doppelte Einquartierung. Erst am 3. Dezember zogen die Franzosen ab, und zwei Tage später übernahmen preussische Behörden wieder die Verwaltung. Und als dann die Truppen einrückten, wurden sie mit grenzenlosem Jubel begrüßt, vor allem der tapferere Schill und die brave Besatzung von Kolberg.

Weib, als es mit Lebensmitteln für meinen Bezwinger eintrat, von einem eben stattgefundenen Kampfe gar nichts merkte.

„Wo ist Jwan hingekommen?“ wandte sie sich dann an denselben. „Jwan? Welcher Jwan?“ „Nun, Jwanowitsch Mofutscheff.“ „Er steht ja vor Euch.“ „Was,“ rief die Frau verwundert aus, „Ihr seid Mofutscheff? Doch wer und wo ist der Fremde, der kurz vorher hier gewesen?“ „Wer? Ein Gerichtsbeamter, welcher mich verfolgen sollte. Wo? Gebunden und gehiebelt in der Ede, und zwar so lange, bis die Brüder entschieden haben, was mit ihm zu machen sei.“

Heiße Schweißtropfen perlten an meiner Stirne. Ich wußte, daß ich in die Hände der Nihilisten gefallen und schwerlich lebend dieses Gemach verlassen würde.

Das Zimmer fing an sich zu füllen. Verstumte Gestalten traten ein — nie hätte ich die Schritte für so bedrückend gehalten. Alle umarmten und küßten Mofutscheff herzlich und gratulierten ihm zu seiner Befreiung. Als sie ihre Farben abnahmen, sah ich lauter bekannte Gesichter vor mir. Die meisten waren flüchtige Bergwerks-Erbslinge, aber ich konnte auch manchen Biedermann aus Jakutsk unter ihnen bemerken, von dem ich es mir auch im Schlafe nicht hätte träumen lassen, ihn jemals in solcher Gesellschaft anzutreffen. Sie flüsterten einige Zeit leise untereinander, dann gab einer der Anwesenden mit einer kleinen Glocke ein Zeichen und die Sitzung begann.

Der Vorsitzende war ein Mann vorgerückten Alters. In seiner Jugendzeit war er in Petersburg ein beliebter, angesehener Kavallerist gewesen.

Mofutscheff erhob sich. In kurzen Worten erzählte er die romantische Geschichte seiner Verhaftung, seiner Verurteilung und seiner Flucht. Als er aber auf mich zu sprechen kam, fuhren alle von ihren Sitzen auf und eine un-

beschreibliche Verwirrung entstand. „Er wird uns verraten! Er wird nicht schweigen! Du hättest ihn nicht im Zimmer lassen sollen!“ So riefen und lärmten sie durcheinander. Doch Mofutscheff erhob sich ruhig und sagte mit einer Stimme, die mich erbeben machte: „Fürchtet Euch nicht, Brüder! Er wird keinem Menschen mehr etwas erzählen, denn lebend wird er diese Stube nicht verlassen.“ Tiefe Stille folgte seinen Worten, dann hoben alle ihre Hände hoch empor, — die Brüder waren damit einverstanden.

Jetzt sprach auch der Präsident. „Er muß sterben,“ hub er an. „Ihr habt recht. Aber wie?“

„Durch das Schwert.“

„Durch den Dolch.“

„Durch einen Schuß.“

„Durch Gift.“

„Durch den Strid,“ — so lauteten die verschiedenen Vorschläge.

„Durch einen Strid,“ wiederholte jetzt der Vorsitzende.

Das Urteil war gefällt.

Alles wurde ruhig, ich schloß die Augen und wartete, bis man mich zum Tode führen würde. Aber was war das? Ein schriller Pfiff ertönte, die Versammelten sprangen auf. „Gefahr!“ riefen sie wie aus einem Munde, und in meinem Innern jubelte es: „Rettung!“ Die Brüder nahmen eilfertig Spielkarten aus der Tasche. Wein wurde auf den Tisch gestellt, und kaum waren diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, als man Pferdegetrappel vernahm, und nicht lange darauf wurde die Tür aufgerissen und kaiserliche Gerichtsbediensteten traten ein. „Im Namen des Gesetzes, Ihr seid verhaftet!“ rief der Anführer; da trat Mofutscheff vor:

„Ich heiße Jwanowitsch Mofutscheff,“ wandte er sich mit fester Stimme an die Soldaten, „derselbe, welcher gestern auf dem Transporte nach dem Bergwerke entflohen. Die anderen aber sind unschuldig, sie wußten nicht, mit wem sie am Tische saßen.“ Der Anführer sah die Leute an, alle saßen bleich und verstört da. Er hielt es wahrscheinlich für ein Zeichen des Schreckens, so lange mit einem solchen Menschen beisammen gewesen zu sein, und er wandte sich an seine Untergebenen. „Die anderen scheinen unschuldig zu sein, diesen aber bindet.“

Der Knebel im Munde hinderte mich zu sprechen. Wehrlos lag ich unter der Holzbank — so nahe der Rettung, sollte ich wieder ins Verderben gestoßen werden! denn die Leute wollten mich nicht bemerken. Schon nahmen sie Mofutscheff in die Mitte, um wieder wegzureiten, als ich mich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte erhob und die gesesselten Füße an die Bank schleuberte. Während die Soldaten sich umwandten, stießen die übrigen einen furchtbaren Schrei des Entsetzens aus — sie waren verloren.

Die Soldaten hatten mich gesehen. Sie zogen mich hervor und entledigten mich meines Knebels und meiner Bände. „Es sind alle Schurken,“ rief ich nun laut aus, „Nihilisten sind sie!“

„So bindet auch sie,“ befahl der Anführer seinen Leuten, und nach kurzem Widerstreben lagen die Schredlichen, welche noch kurz vorher über mich rächten wollten, gefesselt am Boden.

Ich aber war frei! Die plötzliche unverhoffte Rettung raubte mir beinahe die Sinne. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, lehrte ich mit meinen Rettern und Gefangenen nach Jakutsk zurück.

Warum hast du denn
ist ja die Wille, die ich gemietet habe!
der Stehban immer so gern gemocht; dann packt sie

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Nummer 23.

Das Bild der Veronika Beroldingen.

Novelle von Reinhold Grömann.



„Aren diese Annahmen vorüber und nachher hat sie ihr Leben wieder auf, so bestimmt sie ihr Vater wohl mit Fragen, worin der Grund ihres seltsamen Benehmens zu liegen sei, aber sie blieb ihm die Antwort schuldig und wagte ihn nicht zu befrachten. Einmal aber traf er sie beim Lesen der Familienchronik, und weil sie so ernst und niedergeschlagen dreinsah, drängte er sie, ihm zu bekennen, worunter sie litt. Sie wich ihm aus; aber als er ihr keine Ruhe ließ, fragte sie ihn: „Unter unseren Vorfahren finde ich zwei Frauen, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, und über deren Schicksal ein geheimnisvolles Dunkel waldet. Es steht geschrieben, daß sie beide um ihrer seltsamen schönen Augen willen berührt gewesen seien und von der einen heißt es, daß sie einen Mann verführte, die Verbindung pikaresk geblieb, ohne daß man die Gründe kennt, und das Mädchen ging in ein Kloster. Auch die andere war eines Tages aus dem Schloß verschwunden und es heißt, sie sei in ein Kloster gegangen; gehört hat man von beiden nie etwas. — Was ist's mit diesen Frauen, Vater?“

Darauf wußte er ihr keine Antwort, und auf seine Frage, warum sie das Schicksal der beiden so bestimmiert, schweigend sie beharrlich. Nur nach dem von Beroldingen den Sohn eines Herzogs geladen, den er bei Hofe kennen gelernt hatte, und der seine und verführerische junge Mann blieb auch, als die Tage lange ein Ende genommen hatte. Tage und Wochen wußte er auf Ravensberg, und so hatten die Augen der Veronika niemals gelockert, so hell hatte ihr Lachen nie geklungen, als seit der neue Verehrer in den Mauern der Burg weilte. Auch von ihrem Vetter, das unbewußt geliebt war bis zu jenem Tage, hatte die Liebe Besitz ergriffen; und als der Geliebte offen bei ihrem Vater um sie warb, da gab es keine glückseligere Braut in deutschen Ländern. Die jungen Männer freilich, die sich noch immer Hoffnung darauf gemacht hatten, das köstliche Kleid von Ravensberg zu erringen, zogen berrückt von demselben; alle anderen aber freuten sich mit an ihrem Glück, das sie noch lebenswährender und reizender machte. Weit öfter ihre Vater die Ruhe, in der er seine Goldbraten vernachlässigte, und was er jetzt an Gefälligkeiten und Gelagen bot, konnte von keiner kaiserlichen Hofhaltung übertroffen werden.

Der alte Herzog, der Vater des Bräutigams, hatte seinen Wunsch angemeldet, und ihm zu Ehren sollte ein großes Essen gegeben werden. Die Ritter der Nachbarschaft, die er bei Hofe kennen gelernt hatte, und der seine und verführerische junge Mann blieb auch, als die Tage lange ein Ende genommen hatte. Tage und Wochen wußte er auf Ravensberg, und so hatten die Augen der Veronika niemals gelockert, so hell hatte ihr Lachen nie geklungen, als seit der neue Verehrer in den Mauern der Burg weilte. Auch von ihrem Vetter, das unbewußt geliebt war bis zu jenem Tage, hatte die Liebe Besitz ergriffen; und als der Geliebte offen bei ihrem Vater um sie warb, da gab es keine glückseligere Braut in deutschen Ländern. Die jungen Männer freilich, die sich noch immer Hoffnung darauf gemacht hatten, das köstliche Kleid von Ravensberg zu erringen, zogen berrückt von demselben; alle anderen aber freuten sich mit an ihrem Glück, das sie noch lebenswährender und reizender machte. Weit öfter ihre Vater die Ruhe, in der er seine Goldbraten vernachlässigte, und was er jetzt an Gefälligkeiten und Gelagen bot, konnte von keiner kaiserlichen Hofhaltung übertroffen werden.

ist ja die Wille, die ich gemietet habe! Warum hast du denn das nicht gleich gesagt?“

Gran Weis hatte mit Frau Roberts verhandelt, und ihre Gattin hatte die Wille Herrn Roberts vermietet. Und dieser behauptete, er sei ganz ungeschuldig an dem Streit.



Der Schmelzwerk Amerikas ist ein ungeheures. Es sind 3. B. 1905 in den Vereinigten Staaten etwa 440 Millionen Pfund konsumiert worden, also mehr als das Doppelte des Verbrauchs von Deutschland, das an zweiter Stelle steht, über fünfmal soviel als der im Vereinigten Königreich und mehr als Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen verbrauchen. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen 5,40 Pfund, während in Belgien freilich sogar 6,26 Pfund Tabak pro Kopf konsumiert wird. Da aber als Raucher nur die erwachsene männliche Bevölkerung der Vereinigten Staaten in Betracht kommt, die ein Drittel der Gesamtbevölkerung beträgt, so verbraucht jeder Raucher über 16 Pfund Tabak jährlich. Der Export von Blättertabak aus den Vereinigten Staaten beträgt 350 Millionen Pfund im Jahre; die Ausfuhr von Zigaretten über 10 Millionen Pfund; die von gepresstem 7 Mill. Pfund; von Zigarren und Zigaretten 2 Mill. Pfund. Die Einfuhr von Blättertabak beträgt 35 Millionen Pfund, wovon 22 Mill. aus Kuba, 6 Mill. aus Sumatra und 2 Mill. aus der europäischen Türkei kommen.

Ueber 4000 Mr. für ein Ei. In London wurde ein schön gezeichnetes Exemplar eines Eies vom großen Ei für 200 Guineen (4000 Mr.) verkauft. Es sind nur acht Exemplare von den Eiern dieses ausgestorbenen Vogels bekannt. Der höchste Preis dafür betrug 6450 Mr.



(Aufklärung folgt in nächster Nummer.)

Der Stephan immer so gern gemocht; dann packt sie ein Dutzend frische Eier zwischen Zeigenglieder in ein Korbchen — die gelbe Eigelbe legt noch so gut, und in der Stadt sind frische Eier gewiß rar. Auch eine kleine Speckseite legt sie dazu; Brot und Speck, das war früher sein Liebling zum Vesper. Wollte er mag er's noch. Ein paar extra schöne Vorebener von dem kleinen im Grasgarten, die finden noch Platz, und ein kleines Büschchen Honig — man will doch nicht ganz leer aufkommen! Alles, alles geht in den großen Korb, und eine Schürze und ein paar Strümpfe „Robert“, und die Pantoffeln dazu — weiter hat sie nichts nötig. Sie will ja nur ganz kurz in der Stadt bleiben, nur ein paar Tage, nur ihn sehen, sehen, wie er lebt, wo er wohnt, daß sie sich doch in Zukunft ein Bild davon machen kann. Dann wird sie ganz anders an ihn denken können.

Noch eine Nacht, und am folgenden Morgen mit frühem Licht sie zur Abreise gerüstet. Im besten August, der heißen, bündelgestandenen Wärme mit dem goldenen Delfischen, dem langen, falkigen, schwarzen Luchsmantel mit dem roten Futter, so bietet die alte Frau ein gar hübsches, würdevolles Bild. Sie muß jetzt fort, denn der Zug geht um zehn Uhr ab, und sie hat fast zwei Stunden zu gehen. Ein rüstiger Mann läuft in einer, aber sie ist alt und muß sich Zeit nehmen. Bei der Nachbarn steht sie noch ein, ihr die Schlüssel zu übergeben, dann macht sie sich auf den Weg, begleitet von freudigen Grinsen aus verschiedenen Fenstern. Es ist ein Ereignis für das ganze Dorf, daß die alte West'n eine so weite Reise unternimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wille.

Schon lange hatte die junge Frau Roberts ihren Mann gewählt, eine Wille in einem Vorort zu mieten, und endlich hatte er sich bereit erklärt. Doch war es immer noch nicht gelungen, etwas Passendes zu finden. Da eines Abends kommt er glückselig nach Hause und ruft: „O Selene, ich habe eine entzückende Wille gefunden, ganz wie für uns geschaffen!“

Aber die kleine Frau nimmt seine Mitteilung gar nicht so freudig auf, wie er erwartet hatte, im Gegenteil sie scheint erschrocken. „Aun“, fragt er erstaunt, „hast du dich anders besonnen?“

„Ach nein“, erwidert sie, „aber denk dir nur, als ich heute meine Freundin besuchte, kam ich an einer reizenden Wille vorbei, die zu vermieten war, und da sie so ganz unserm Ideal entsprach, wollte ich sie mit mir nicht entgehen lassen und schloß gleich mit der Eigentümerin ab.“

„Aber Selene, hatte ich dir nicht streng angeschlossen, nichts zu mieten, das ich nicht zuvor gesehen? Jetzt hast du etwas Neues angeschaut, nun haben wir zwei Wille auf dem Hals!“

„Da Sie, es tut mir furchtbar leid, aber die Frau sagte mir, ihr Mann sei in Unterhandlung mit einem Herrn, der offenbar einige Wünsche habe, und da die Wille mit so sehr gut gefiel, so griff ich eben zu.“

Roberts ist wütend und schimpft, bis seine Frau in Tränen ausbricht. Das Weibchen steht unterdrückt auf dem Tisch, und teils der Eheleute spricht ein Wort.

Endlich kommt Roberts ein Gedanke: „Sag mal, Selene“, fragt er, „wo ist denn eigentlich das Haus, das du gemietet hast?“

*) Eine Art stoffgeflochtene Kasse.

„In der Grünen Straße Nr. 20 in Friedenthal. Es gehört einem Herrn Weiß. So ein entzückendes, kleines...“ „Weiß!“ unterbricht er sie. „Grüne Straße 20? Das

